

DER FELS

Katholisches Wort in die Zeit

IN DIESEM HEFT:

P. Giovanni Sala
Christlicher Glaube und Sprache S.195

Gertrud Dörner
Die Frauen und die Kirche S. 204

Diethild Treffert
Die Religionsgesetzgebung in
Rußland nach der Wende S. 211

Jürgen Liminski
Glaubensgehorsam und
Gewissenspflicht S. 227

28. Jahr Nr. 7/8
Juli/August 1997



DER FELS - Katholische Monatsschrift.
Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes

Verlag: Der Fels-Verlag GmbH
- Als gemeinnützig anerkannt -

Herausgeber: Initiativkreis katholischer Laien und
Priester in der Diözese Augsburg e.V.
Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering,
Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743
Verlagsleitung: ebendort
Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32
Seiten. **Bezugspreis** jährlich einschließlich Porto und
Versand: **DM 40,-**; ins Ausland **DM 45,-**; **öS 320,-**; **sF**
38,-; Abbestellungen sind nur halbjährlich möglich bis
zum 15. Juni oder 15. Dezember.

Bestellung: An den Fels-Verlag GmbH, Postfach 1116,
D-86912 Kaufering

Einzahlung der Bezugsgebühren Deutschland:
Konto Fels-Verlag, Raiffeisenbank Kaufering-Lands-
berg eG, Nr.: 519 952, BLZ: 701 694 26

Österreich: Bestellungen wie oben, Bezugsgebühren
an: Landes Hypothekenbank Salzburg, Fels-Verlag,
Konto Nr.: 2 493 378

Italien: Bezugsgebühren - nur durch Auslands-
postanweisung oder Euroscheck - an: Auslieferung
„Der Fels“, Postfach 11 16, D-86912 Kaufering

Schweiz: Bestellung, Auslieferung, Bezugsgebühren:
Christiana-Verlag, CH-8260 Stein am Rhein, Tel.: 052/
741431. Postscheckkonto Zürich Nr.: 80-26630-6

INHALT

P. Giovanni Sala SJ: Christlicher Glaube und Sprache	195
Walter Lang: Glaubenssinn in der Diskussion	199
Tarcisio Bertone: Wie verbindlich sind die Aussagen des kirchlichen Lehramtes	202
Gertrud Dörner: Die Frauen und die Kirche	204
Prof. Dr. Reinhold Ortner: In der Seele wurzelt die Sehnsucht nach Liebe, Geborgenheit und Treue	206
Robert Kramer: Die Schätze der klassischen Liturgie neu entdecken	209
Diethild Treffert: Die Religionsgesetzgebung in Rußland nach der Wende	211
Dr. Stefan Mordell: Kirche und Staat in der Slowakei	215
P. Anselm Reichhold: Der Widerstand der kath. Kirche gegen den Nationalsozialismus	217
Dr. Hansmartin Lochner: Charismatische Erneuerung der Kirche und Neuevangelisation	221
Ursula Zöllner: An der Straße der toten Kirche (Schluß)	223
Jürgen Liminski: Glaubensgehorsam und Gewissenspflicht	226
Auf dem Prüfstand	229
Zeit im Spektrum	231
Nachrichten	233
Forum der Leser	238

Titelbild: Himmelfahrt Mariens, Evangeliar Otto III.
Ende 10. Jhd.,

Fotos: Titelbild Foto Petri; 195 Sala; 201, 203, 207,
209, 216 Archiv; 212, 214, 218, 219 Froitzheim; 221
Lochner; 223, 224, 225, 227, 228 Liminski

Liebe Leser,

Es gibt ihn noch in Deutschland, den Mut zum Glaubenszeugnis und zur Mündigkeit. Ich greife nur drei Beispiele aus jüngster Zeit auf:

Da ist Bernhard Graf von Galen, der das Schloß „Haus Assen“ bei Lippborg, Kreis Soest, der Ordensgemeinschaft Servi Jesu et Mariae (SJM) von Pater Andreas Hönisch zum 1. Juli 97 für die katholische Jugendarbeit überläßt. Sie erinnern sich, die SJM ist jene vom Papst kanonisch errichtete Ordensgemeinschaft, die unter fadenscheinigen Begründungen aus der Diözese Augsburg vertrieben, bisher nirgendwo in Deutschland eine neue Wirkmöglichkeit gefunden hatte.

Das ist der Bischof von Eichstätt, Walter Mixa, der sich nach den Gesprächen der deutschen Bischöfe mit dem Hl. Vater in der Frage des Ausstiegs der kirchlichen Beratungsstellen aus dem System der staatlichen Schwangerenkonfliktberatung als erster Oberhirte für diesen Ausstieg in der Öffentlichkeit ausgesprochen hat.

Da ist Gabriele Gräfin von Plettenberg, die die arrogant-illloyale Haltung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) gegenüber Rom angesprochen und öffentlich ausgesprochen hat, daß dieses ZdK die Ziele der deutschen Katholiken „schon lange nicht mehr vertritt“. Es ist jenes ZdK, das unter dem neuen Präsidenten genau so wie zuvor seit Jahren einen nationalen Sonderweg für die katholische Kirche in Deutschland fordert, so in der Frage des Ausstiegs der Kirche aus dem System der staatlichen Schwangerenkonfliktberatung, in der Diskussion um die Abendmahlsgemeinschaft mit den Protestanten im Rahmen eines ökumenischen Kirchentages, in der Frage des Frauendiakonats als Einstieg zum Frauenpriestertum, des Kommunionempfangs der geschiedenen Wiederverheirateten etc.

In der heißdiskutierten Frage des Ausstiegs der Kirche aus dem

System der staatlichen Schwangerenkonfliktberatung hat nun sogar der Sprecher der Deutschen Bischofskonferenz Rudolf Hammerschmidt öffentlich erklärt: „Sollte der Papst, was ich nicht vermute, eine Entscheidung treffen, die die Bischöfe auffordert, das staatliche Beratungssystem zu verlassen, dann bin ich überzeugt davon, daß einige Bischöfe ihrem Gewissen folgen werden und sich dieser Entscheidung nicht beugen“. Diesem Versuch durch Androhung eines Schismas den Papst zu erpressen und das Gewissen einzelner Bischöfe gegen den Papst auszuspielen, ist die Vereinigung der Initiativkreise katholischer Laien und Priester in den Diözesen Augsburg, Eichstätt, Freiburg, Hildesheim, Limburg, Mainz, München, Münster, Trier und Würzburg in einer öffentlichen Erklärung entgegengetreten und hat die Abberufung des Sprechers der Deutschen Bischofskonferenz von seinem Amt gefordert. Während sich also in Deutschland in katholischen Rätegremien und Verbänden der Provinzialismus austobt, erlebte der Hl. Vater, von der gesamten Weltöffentlichkeit im Fernsehen mitverfolgt, eine Pastoralreise zum Eucharistischen Kongreß in Breslau und durch Polen, die zur Triumphfahrt geworden ist. Er motiviert, wie zu Beginn seines Pontifikates, Hunderttausende, er fasziniert die Jugend. Und obwohl er keinem nach dem Mund redet, Abtreibung, Unmoral, unsoziales Verhalten und Nationalismus anprangert, spürt jeder, daß hier die erste religiöse und moralische Instanz dieser Welt spricht.

In der geistigen Auseinandersetzung, in der wir stehen, müssen wir uns verstärkt um die Unterscheidung der Geister bemühen. In dieser Hinsicht können die Leser des „Fels“ in der etwas umfangreicheren Urlaubsnummer wieder klare Orientierungen finden. Die Felsredaktion wünscht Ihnen für die kommenden Wochen eine erholsame Urlaubszeit und Freude bei der Lektüre!

*Freundliche Grüße
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert*

Christlicher Glaube und Sprache

- Glaube ist nicht von Sprache zu trennen

Von P. Giovanni Sala SJ

Dr. Giovanni Sala, Professor an der Jesuitenhochschule in München-Pullach, geht in diesem Artikel nicht nur auf die enge Verknüpfung von Glaube und Sprache ein, sondern zeigt zugleich an aktuellen Beispielen, wie durch Uminterpretation der Wortinhalte und durch Preisgabe von Schlüsselworten wesentliche Glaubensinhalte verloren gehen. Erinnerung sei hier auch an die feministische Bibelauslegung oder an die Ersetzung des Opfergedankens durch den Mahlgedanken bei der hl. Messe. Der Beitrag gibt das Referat wieder; das Professor Sala auf der diesjährigen Osterakademie des Initiativkreises katholischer Laien und Priester von Münster in Kevelaer gehalten hat.

Du-Glaube und Lehr-Glaube: eine Alternative?

Zu Beginn des Hebräerbriefes heißt es: „Viele Male und auf vielerlei Weise hat Gott einst zu den Vätern gesprochen durch die Propheten; in dieser Endzeit aber hat er zu uns gesprochen durch den Sohn“ (1,1f). Aus diesem wiederholten Sprechen Gottes zu den Menschen, das im Wort des Sohnes auf unüberbietbare Weise geschehen ist, zieht der Autor die Konsequenz: „Darum müssen wir um so aufmerksamer auf das achten, was wir gehört haben, damit wir nicht vom Weg abkommen“ (2,1). Wie ernst dieses Hören des von Gott gesprochenen und durch seine Gesandten weitergegebenen Wortes gemeint ist, erfahren wir an einer aufschlußreichen Stelle des ersten Korintherbriefes. Zur Einführung seiner Darlegung der Auferstehung Christi und der Christen erinnert Paulus an das Evangelium, das er den Neuchristen verkündet hat, mit einigen kurzen Sätzen über Christi Tod, Auferstehung und Erscheinungen, in denen die Exegeten eine der festen Formulierung

gen ermitteln konnten, aus denen nach und nach das sog. Apostolische Glaubensbekenntnis hervorgegangen ist. „An dem Wortlaut“ dieses Evangeliums, schreibt Paulus, sollen sie „festhalten“ (1Kor 15,2).

Wenn man, wie es heute üblich ist, nicht nur einen Du-Glauben und einen Lehr-Glauben unterscheidet - d.h. ein personales Moment des Vertrauens und der Hingabe an Gott und ein inhaltliches Moment, das aus wahren Sätzen besteht -, sondern einen Gegensatz zwischen beiden Momenten aufstellt dahingehend, daß das inhaltliche und veritative Moment für überflüssig oder zumindest für sekundär gehalten wird, so bezieht man sich auf einen Glauben, der sicher nicht der Glaube ist, den die Apostel verkündet haben.

Als Paulus im Gefängnis eine Art Testament für seinen Schüler Timotheus verfaßte, schrieb er, auf sein vergangenes Leben als „Apostel und Lehrer“ zurückschauend: „Ich weiß, wem ich Glauben geschenkt habe“ (2Tim 1,11f) - ein Text, der ebensogut mit „Ich weiß, auf wen ich mein Vertrauen gesetzt habe“ wiedergegeben werden kann, wie es etwa

Prof. Dr. P. Giovanni Sala SJ



Norbert Brox im „Regensburger Neuen Testament“ tut. Nun aber genau an dieser Stelle, wo Paulus so stark sein Vertrauen in den hervorhebt, der ihn auf dem Weg nach Damaskus berufen hatte, ermahnt er eindringlich den Schüler zur Treue hinsichtlich des „anvertrauten Gutes“ mit den Worten: „Halte dich an die gesunde Lehre, die du von mir gehört hast“ (ebd. 13 f). Die „gesunde“, „wahre“ Lehre, von der in den Pastoralbriefen mehrmals die Rede ist, „ist als die Summe dessen zu verstehen, woran es festzuhalten gilt, und als der Inbegriff dessen, was die Häretiker preisgegeben haben“.¹

Als Summe und Höhepunkt der Sorge um die Erhaltung und unverfälschte Weitergabe der von Gott offenbarten und von Paulus verkündeten wahren Lehre kann die eindringliche Mahnung an die Gemeinden von Galatien gelten: „Wer euch ein anderes Evangelium verkündigt, als wir euch verkündigt haben, der sei verflucht“ (Gal 1,8; vgl. auch Röm 16,17; 2 Joh 10). Das Fazit all der Stellen, an denen es um den inhaltlichen Bestand der Heilswahrheit geht, kann kein anderes sein, als daß der christliche Glaube nicht von der Sprache zu trennen ist, mit der ganz bestimmte Wahrheiten ausgedrückt werden. Die Alternative: personaler Glaube und Satzglaube geht an den authentischen Quellen des christlichen Glaubens vorbei, ja sie widerspricht ihnen.

Glaube und Sprache Sprache und mentale Erkenntnisakte

Warum braucht der Glaube Worte, also eine Sprache? Der Grund ist ein doppelter. Ein erster Grund liegt darin, daß es Gott gefallen hat, die Menschen aus dem Zustand der Verlorenheit infolge der Ursünde in einer Weise herauszuholen, die ihre Freiheit und Verantwort-

tung einbezieht. Deshalb hat er ihnen den Ratschluß seines Heilswillens mitgeteilt und sie aufgefordert, das Heilswerk, das Christus vollbracht hat, sich im Glauben und in einem aus dem Glauben stammenden Lebenswandel zu eigen zu machen.

Der christliche Glaube besteht in einem ganz bestimmten Bekenntnis: im Bekenntnis der Heilstaten Gottes und der Lehranweisungen, die im Evangelium ihren endgültigen, normativen Ausdruck gefunden haben. Deswegen wurden von Anfang an die Christen die „Männer und Frauen des (neuen) Weges“ (Apg 9,2) genannt, sowie die Religion, in deren Mittelpunkt Jesus von Nazareth steht, einfach als „der (neue) Weg“ bezeichnet wurde (Apg 19,9.23; 22,4; 24,14.22). Ein solcher Weg galt genau in seiner Verschiedenheit vom Weg der Juden und vom Weg der Heiden als Inbegriff und Kennzeichen des Christentums. Das gläubige Bekenntnis dieses Weges, der Jesus selbst ist (vgl. Joh 14,6), ist Teil jener Antwort, durch die der Mensch zum Heil gelangt, so wie die Ablehnung oder Verfälschung dieses Weges in die Irre der ewigen Verdammnis führt.

Mehr noch, wie die Mitteilung des Heilswillens Gottes an den Menschen als Wesen der Sprache durch die Worte Christi, des vollendeten Wortes des Vaters, geschehen ist, so geschieht die Annahme und Aneignung desselben Heilswillens durch menschliche Worte: zuerst und grundlegend durch das innere Wort, in dem wir unser Verständnis und unsere Bejahung des Inhalts des Glaubens vollziehen, dann aber auch durch das äußere Wort, das dieses Verständnis und diese Bejahung in der sinnlichen Gestalt der Sprache objektiviert und äußert.

Die Sprache in ihrer Gestalt als einer Reihe von artikulierten Lauten ist zwar ein Mittel, das seinen Sinngehalt vom inneren Wort unserer intelligenten und rationalen geistigen Handlungen erhält, macht aber keine bloß beliebige Zugabe aus, die das innere Wort begleiten oder auch nicht begleiten kann. Im Gegenteil, irgend ein Ausdruck unserer mentalen Erkenntnisakte ist für uns Menschen, die wir keine reinen Geister sind, unentbehrlich. Erst in der Sprachgestalt werden die mentalen Akte zu einer eigentlichen und wirksamen Erkenntnis, und wird jene Kumulation des Erkenntnisbestandes möglich, in dem der kognitive Fortschritt eines Individu-

ums, einer Gemeinschaft, einer Kultur besteht.

Sprache und Glaubensgemeinschaft

Ein zweiter Grund, warum der Glaube die Sprache benötigt, ist, daß es Gott gefallen hat, die Menschen nicht als isolierte Individuen, sondern als Gemeinschaft zu retten. Für eine Gemeinschaft aber ist die Sprache konstitutiv; denn eine Gemeinschaft ist nicht bloß eine Anzahl von Menschen innerhalb bestimmter geographischer Grenzen, sondern das Ergebnis gemeinsamer Sinngehalte, gemeinsamer Wahrheiten, gemeinsamer Werte, gemeinsamer Entscheidungen. Nun aber wirkt als einer der Hauptfaktoren zur Entstehung und Verbreitung der genannten Sinngehalte, Wahrheiten und Wertvorstellungen die Sprache. Konsequenz davon ist, daß dort, wo bestimmte Bedeutungen, Wahrheiten und Werte in der Schule, in den Medien, in der Literatur, im Alltag unter der Gestalt der Sprache nicht mehr vorkommen, die gemeinten Sachen selbst über kurz oder lang verschwinden.

Dieser Gemeinschaft, der Kirche, hat Gott sein Wort des Heiles anvertraut, so daß das geoffenbarte Wort zum Einzelnen durch die authentische Verkündigung der Kirche gelangt: Fides ex auditu (Röm 10,17). Nur in der Kirche und mit der Kirche können wir den Glauben empfangen und bekennen, der uns rettet. Wenn wir in der hl. Messe das Glaubensbekenntnis mit den Worten: „Ich glaube an Gott“ usw. beten, ist dieses Ich des Credo zuerst und grundlegend die Kirche selbst. Der Einzelne glaubt nicht aus Eigenem und schon gar nicht aufgrund einer eigenen Auswahl, wie der gegenwärtige Trend zur sog. partiellen Identifikation mit der Kirche nahelegt. Jeder Christ glaubt mit der ganzen Kirche mit, aus der er in der Taufe das mit den Worten der Kirche festgelegte Credo erhalten hat. Wenn nun die Kirche eine Gemeinschaft des Glaubens ist, dann ist sie auch eine Gemeinschaft in der Sprache des Bekenntnisses.

Die Wortwerdung des Glaubens in der Offenbarung und in der Lehre der Kirche

Wie drückt sich dieser Glaube der Kir-

che aus? Welcher ist sein Inhalt? Auf diese Frage antwortet die Konstitution des II. Vatikanischen Konzils über die göttliche Offenbarung folgendermaßen: „Die Heilige Überlieferung und die Heilige Schrift bilden den einen der Kirche überlassenen heiligen Schatz des Wortes Gottes“, wobei „die Aufgabe, das geschriebene oder überlieferte Wort Gottes verbindlich zu erklären, nur dem lebendigen Lehramt der Kirche anvertraut ist“ (DV 10).

Der Auftrag, das Wort Gottes an alle Menschen bis zum Ende der Zeit zu verkünden, bringt mit sich, daß nicht selten die Kirche dieses Wort neu aussagen muß, nämlich mit neuen Begriffen und Worten, die ein richtiges Verständnis und eine reale Aneignung der geoffenbarten Heilswahrheit in den unterschiedlichen und im Laufe der Zeit sich ändernden Kulturen ermöglichen. An dieser Umsetzung der Offenbarung ist die ganze Kirche unter dem Beistand des Hl. Geistes beteiligt: Alle Gläubigen durch jene „innere Einsicht, die aus geistlicher Erfahrung stammt“, sowie durch das Nachsinnen und das Studium der überlieferten Dinge und Worte; die Theologen durch ihre systematische Reflexion; die Nachfolger der Apostel im Bischofsamt, die zusammen mit dem ihnen eigenen Auftrag, das Evangelium zu verkünden, „das sichere Charisma der Wahrheit empfangen haben“ (VD 8).

Die Geschichte der Kirche zeugt von dieser Wortwerdung der einst ergangenen Offenbarung: oft als einer allmählichen und fast unbemerkten Übernahme von Vorstellungsmitteln und Redewendungen der jeweiligen Kultur; manchmal aber auch als ein langes und verwickeltes Ringen in einem dialektischen Klärungsprozeß, bis die Suche nach einem Verständnis des im Glauben angenommenen Wortes zu einem bestimmten „Angebot“² gereift ist, über das das Lehramt in dem von Gott gefügten „kairos“ eine verbindliche Lehrentscheidung treffen kann.

So war es bei der Lehrentscheidung auf dem ersten ökumenischen Konzil zu Nizäa. Mit der Definition, daß Jesus Christus „eines Wesens (homoousios) mit dem Vater“ ist, wurde unfehlbar auf eine Frage geantwortet, die die Gläubigen von Anfang an gestellt hatten: „Wer ist Jesus von Nazareth?“ und um die die Kirche während andert-halb Jahrhunderte gerungen hatte. Der

Prozeß des Glaubensverständnisses und der sich daraus ergebenden Formulierung des Geheimnisses Christi und der Heiligsten Dreifaltigkeit brachte dann in den nachfolgenden Konzilien zu Konstantinopel, Ephesus und Chalkedon weitere Lehrentscheidungen, die weitere Termini wie Person, Natur, Union in der Hypostase sanktionierten.

So war es im XVI. Jahrhundert, als die Irrlehren der Reformation die Bischöfe zwangen, auf dem Konzil von Trient neue Lehrentscheidungen über Erbsünde, Rechtfertigung, Sakramente zu treffen. So war es im vorigen Jahrhundert, als die damaligen geistig-philosophischen Strömungen die Fundamente eines rational verantwortbaren Glaubens an die übernatürliche Wirklichkeit erschütterten. Das I. Vatikanische Konzil äußerte sich deshalb autoritativ über die göttliche Offenbarung, den katholischen Glauben und den universalen Lehrauftrag des Nachfolgers Petri.

In all diesen Fällen zeigt sich eine enge Verbindung von Glaube und Sprache: Die authentische Klärung der anstehenden Glaubensfragen bringt Formulierungen mit sich, die insofern über die Sprache der Hl. Schrift hinausgehen, als die jeweils neuen Fragen zu neuen Einsichten derselben geoffenbarten Wahrheit führen, die eine entsprechende neue Sprachgestalt fordern. Es gibt also feste Formulierungen und besondere sprachliche Termini, die zu Schlüsselworten des Glaubens der Kirche geworden sind und die zusammen mit den Worten der Hl. Schrift Zeichen dafür sind, daß die Heilswirklichkeit tatsächlich bei den Gläubigen angekommen und damit Bestandteil einer Kultur geworden ist, die wir mit Recht christliche Kultur nennen können.

Ohne eine geeignete Wortwerdung würde der christliche Glaube in seinem bestimmten Inhalt sich zu einer leeren Ideologie verflüchtigen. Solcherart sind Termini, die aus der Hl. Schrift oder aus dem unmittelbaren gläubigen Verständnis derselben stammen und grundlegende Wahrheiten und Werte der Offenbarung zum Ausdruck bringen, etwa Gott, Gnade, Sünde, Kreuz, Opfer, Sühne, Gebet, Anbetung, Buße, Gehorsam, Gericht, Seligkeit, Verdammnis, Heiligkeit, Keuschheit, Jungfräulichkeit. Ähnliches gilt für die besonderen Termini, in denen die authentische Lehre der Kirche im Laufe

der Jahrhunderte ihren sprachlichen Ausdruck gefunden hat wie homoousios, Natur, Person, Dreifaltigkeit, Erbsünde, Sakrament, Transsubstantiation, Unfehlbarkeit u.dgl.m.

Wie man mit einer Veränderung der Sprache Inhalte des Glaubens fallen läßt

Die bisher erörterte Verbindung von christlichem Glauben und Sprache erklärt einen auffallenden Aspekt der Krise, in der die Kirche gegenwärtig steckt, daß man nämlich durch die Preisgabe von Schlüsselworten, mit denen in der Hl. Schrift und in der kirchlichen Lehre Wahrheiten und Werte der übernatürlichen Heilsordnung ausgedrückt werden, Inhalte des Glaubens fallen läßt. Dies soll anhand einiger Beispiele belegt werden.

a) Als in den 70er Jahren die „vorläufige Endfassung“ der Einheitsübersetzung der Hl. Schrift erschien, stellten Leser und Hörer fest, daß etliche Termini (wie Jungfrau, demütig, selig und dgl.m.), an die sie als Termini der biblischen Offenbarung und damit auch der Verkündigung der Kirche gewöhnt waren, verschwunden waren bzw. an bestimmten Stellen nicht mehr auftauchten. Grund für dieses Fallenlassen typisch christlicher Worte war, so hieß es damals, daß solche Termini im Gegenwartsdeutsch kaum benutzt, geschweige denn in ihrem christlichen Sinne verstanden werden. Bei einer Diskussion zu diesem Thema wagte ich die Ansicht zu äußern, daß, wenn die Christen, die als erste Deutschland missioniert haben, nach diesem Kriterium vorgegangen wären, die Einwohner Deutschlands heute noch Odin und Wotan verehren und an Walhall glauben würden, da ja die Vorstellung eines Gottes als eines Schöpfers aus dem Nichts und als eines Wesens in drei Personen völlig außerhalb des Erkenntnis- und Sprachhorizontes der alten Germanen lag! Freilich genügen Wörter, d.h. artikulierte Laute allein nicht. Aber das Wort kann als Träger fungieren, um neue Sinngehalte und neue Erkenntnisse in eine Kultur einzuführen. Ein sprachloser Glaube kommt auf einen leeren Glauben hinaus, und ein leerer Glaube ist kaum vom Unglauben zu unterscheiden.

b) Im Jahre 1988 konnten sich die deutschen Bischöfe erst fünf Jahre nach dem Inkrafttreten des neuen

Codex des kanonischen Rechtes durchringen, eine auf den neuen Codex abgestimmte „Ordnung des Predigtendienstes von Laien“ zu erlassen, in der sie bekanntgaben, daß das infolge eines Beschlusses der Würzburger Synode vom Apostolischen Stuhl 1974 gewährte Indult, bei der hl. Messe in „außerordentlichen Fällen“ die Homilie von Laien halten zu lassen,³ nicht mehr gegeben war. Es ist hier nicht der Ort, auf den im CIC, can 767, 1, nicht vorgesehenen Kompromiß einer Statio vor der hl. Messe einzugehen.⁴ Worum es mir in diesem Aufsatz geht, ist eher Folgendes. Im ausführlichen, der eigentlichen „Ordnung“ vorangestellten „Pastoralen Wort“ bemühten sich die Bischöfe, die theologische Bedeutung und Begründung der Bestimmung des CIC darzulegen, indem sie darauf hinwiesen, daß „die Homilie ... Teil der Liturgie selbst ist“ und deshalb in der Einheit der sakramentalen Vollmacht, Eucharistie zu vollziehen, gehalten werden muß.

Den Bischöfen war wohl bekannt, wie stark unter den im pastoralen Dienst tätigen Laien sowie auch unter einem beträchtlichen Teil des Klerus der Widerstand gegen die herkömmliche Lehre und Praxis der Kirche war. Dem wachen Leser des „pastoralen Wortes“ fällt auf, wie sehr die Bischöfe einerseits um eine Zustimmung zu ihrer „Ordnung“ werben, andererseits aber das Wort „Gehorsam“ geflissentlich vermeiden. Ein Zufall? Sicher nicht, wenn man nicht nur dieses Dokument, sondern auch ähnliche Verlautbarungen der Hirten der deutschen Kirche berücksichtigt.⁵ Ein aus dem Glauben stammender religiöser Gehorsam ist heute den als „mündig“ geschmeichelten Christen verpönt. Deswegen muß das Wort aus dem Vokabular der Kirche ausgemerzt werden. Ein solches Vermeiden des Wortes „Gehorsam“ ist in der gegenwärtigen kirchlichen Großwetterlage durchaus verständlich; es sollte aber nicht minder offenkundig sein, daß ein Leben in der Kirche und mit der Kirche, welche ganz und gar aus dem Gehorsam Christi geboren wurde,⁶ ohne Gehorsam ein Ding der Unmöglichkeit ist.

c) Ein anderes Beispiel mag dokumentieren, wie man mit derselben Taktik den dogmatischen Ballast der Lehre der Kirche loswerden kann. Pater Utz, viele Jahre Professor in Fribourg, hat in einem Artikel u.a. folgen-

des berichtet.⁷ Im zweiten und dritten Hochgebet des Missale Romanum bittet der Priester Gott darum, daß er „diese Gaben (Brot und Wein)... heilige ..., damit sie uns werden Leib und Blut deines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus“ („ut nobis Corpus et Sanguis fiant Domini nostri Jesu Christi“). Diese Worte, die den dogmatischen Begriff der Transsubstantiation wiedergeben - sie sprechen von einem „Werden“, also von einer Verwandlung -, wurden im helvetischen Meßbuch abgeändert, indem man die Formulierung erfand: „damit Christus unter uns gegenwärtig werde“. Die Wirkung der Konsekration ist also nach dieser Umschreibung die Gegenwart Christi. Um welche Gegenwart handelt es sich? Es genügt, auch nur ein Sachregister des II. Vatikanischen Konzils aufzuschlagen, um der mannigfaltigen Gegenwartsweisen gewahr zu werden außer der „einzigartigen“ Gegenwart Christi, die in der „Verwandlung der ganzen Substanz des Brotes in den Leib und der ganzen Substanz des Weines in das Blut [Christi]“ besteht (DS 1652). So ist z.B. nach der Konstitution über die Liturgie, 7, Christus in seiner Kirche immerdar gegenwärtig; besonders in den Sakramenten, in den liturgischen Handlungen, in der Lesung der Hl. Schrift, im Singen und Beten der Gemeinde.

Mit einem gekonnten Schlag haben die Autoren dieser Übersetzung und die Bischöfe, die sie approbiert haben, fertig gebracht, den gordischen Knoten der Amtsfrage und des Eucharistieverständnisses zu „lösen“, der seit Jahrhunderten die katholische Kirche von den Kirchen der Reformation trennt. Denn damit Christus mitten in der Gemeinschaft gegenwärtig ist, die

das Gedächtnis seines Todes und seiner Auferstehung begeht, ist weder die sakramentale Priesterweihe noch die Verwandlung des Brotes in den Herrenleib nötig. Damit kann bei dem nächsten „Ökumenischen Kirchentag“ in Deutschland der Plan von Frau Waschbüsch, nämlich eine „Abendmahlsgemeinschaft“ von Protestanten und Katholiken, unbedenklich Wirklichkeit werden. Ich darf hinzufügen, daß dieser Fall zum gegenwärtigen groß angelegten Unternehmen gehört, durch Uminterpretieren und Unterschlagen das Trienter Konzil zurückzunehmen. P. Utz teilt mit, daß infolge eines Eingreifens des Hl. Stuhls der Schweizer Text rekatholisiert wurde.

d) Ähnliches gilt für nicht wenige theologische Traktate aus der Feder zeitgenössischer Theologen; ganz besonders für die Christologie.

Mit auserlesenen, literarisch-verworfenen Redewendungen wird in diesen Traktaten, die einst „De Verbo Incarnato“ hießen, ausgeführt, wie nahe Gott uns im Menschen Jesus gekommen ist, wie restlos sein Engagement für Gott war; nur findet der Leser nirgends eindeutig das gesagt, was Chalkedon gesagt hat, nämlich daß Jesus in der Einheit einer einzigen göttlichen Person wahrer Gott und wahrer Mensch ist. Angestrebt wird vielmehr eine Christologie ohne Dogmen und ohne ontologische Termini, in der Jesus Christus sich in die Reihe der Jasperschen „maßgebenden“ Menschen, von denen die großen Religionen der Menschheit mehrere kennen, einordnen läßt, und damit seines unzeitgemäßen Absolutheitsanspruchs (vgl. Apg 4,12) entkleidet wird.

Schluß: der Weg und die Wegweiser

Weiter oben habe ich mich auf die ursprüngliche Auffassung vom christlichen Glauben als „dem neuen Weg“ bezogen.⁸ Auf diesem Weg, auf dem allein wir in unserer irdischen Pilgerschaft dem wiederkommenden Gottsohn entgegengehen, wirken die Worte der göttlichen Offenbarung und die der Kirche, die die Offenbarung rein bewahrt und getreulich auslegt (Lumen gentium 25c), wie feste Wegweiser an entscheidenden Stellen eines Weges. Die viel beklagte Desorientierung zahlreicher Wanderer heute kommt daher, daß die genannten Worte mehr und mehr durch andere ersetzt werden, die „den Ohren schmeicheln“ (2 Tim 4,3), insofern sie zu der im Vormarsch sich befindenden nachchristlichen Kultur passen. Damit sind die zuverlässigen Wegweiser auf dem Weg des Lebens zu rotierenden Wegweisern geworden, die, weil sie hin und her von jedem Hauch der Meinungen getrieben werden, die Menschen in die Irre führen (Eph 4,14).

Mit dem Bekenntnis des christlichen Glaubens vertrauen wir uns weder einem „unbekannten Gott“ (Apg 17,23), noch einem unbestimmten höchsten Wesen, sondern dem Vater unseres Herrn Jesus Christus an, von dem er als eingeborener Sohn uns Kunde gebracht hat (Joh 1,18). Deshalb hat dieser Glaube einen ganz bestimmten Inhalt: die Heilswirklichkeit, die sich uns in den Worten der Offenbarung erschließt, so wie diese Worte uns von unserer „Mutter und Lehrerin“, der Kirche, mit der Autorität Christi (Lumen gentium 25a) vermittelt werden. □

¹ Norbert Brox, Die Pastoralbriefe (Regensburger NT, Bd 7), 1969, 107.

² Vgl. Kongregation für die Glaubenslehre, Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen, 1990, 11.

³ Freilich waren die streng festgelegten „außerordentlichen Fälle“ nach wenigen Monaten zum Regelfall geworden.

⁴ Vgl. dazu Peter C. Dürren in der Deutschen Tagespost vom 23. I. 1997, S. 6, und meine Stellungnahme, Ebd. I. II. 1997, S. 15.

⁵ Wenn es hoch kommt, wagen die Hirten sich noch auf die „Loyalität“ von Priester und Laien zu berufen - wobei freilich eine solche Loyalität heute nur eine „kritische“ sein kann. Das Leisetreten der Bischöfe und die selbst von höherem Verant-

wortlichen offen praktizierte Gehorsamsverweigerung hat zur Folge gehabt, daß die Laienpredigt (die Homilie) in den (allen?) Diözesen Deutschlands gang und gäbe geworden ist. Ich denke etwa an den Generalvikar der Diözese X, der bei der Sonntagsmesse nach dem Vorlesen des Evangeliums einer mit einer paraliturgischen Robe gekleideten Dame den Platz für die Homilie bereitwillig räumt. Die weltkirchliche Regelung des CIC samt der „Ordnung des Predigtendienstes von Laien“ der deutschen Bischöfe sind zu Makulatur geworden.

⁶ Man lese auch nur das Evangelium nach Johannes, um dessen gewahr zu werden, wie sehr der Gehorsam gegen den Willen des Vaters das ganze Leben des Heilandes -

sein Kommen in die Welt, sein öffentliches Wirken und seine freiwillige Hingabe an den Kreuzestod - durchdrungen hat.

⁷ Arthur F. Utz OP, „Demokratisierung der Kirche?“, in: *Timor Domini*, 25 (1996), 29. August 1996, S. 3.

⁸ Diese für die Apostelgeschichte charakteristische Bezeichnung liegt wahrscheinlich der Lehre von den zwei Wegen zugrunde, mit der zwei von den ältesten Schriften der christlichen Literatur, die „Didaché“ und der sog. Barnabasbrief, zwei Grundtypen von Lebenswandel, den des Lebens und den des Todes, bzw. den des Lichtes und den der Finsternis, darlegen.

Der Glaubenssinn in der Diskussion

Von Walter Lang

Der nachlassende Glaubenssinn ist die Wurzel der Glaubenskrise und die Ursache vielfacher Probleme in der heutigen innerkirchlichen Situation, was im sogenannten Kirchenvolksbegehren deutlich zum Ausdruck gekommen ist. Der Verfasser erläutert, was unter Glaubenssinn zu verstehen sei und beleuchtet in Anlehnung an Kardinal Newman den Glaubenssinn in der Tradition der Kirche. Er geht auf die Folgen eines fehlenden Glaubensgehorsams ein und betont, daß sich Glaubenssinn immer nur auf den gesamten Glauben und nicht selektiv, wie dies heute vielfach geschieht, nur auf Teilelemente beziehen muß.

Die Situation heute

Heute, in einer Zeit, die von weltlichem Denken geprägt ist und von einem Pluralismus der Meinungen, der bis in die Kirche hinein reicht, taucht plötzlich das Wort vom Glaubenssinn auf, das so gar nicht zu den modernen Gedankengängen paßt. Und weil es nicht so sehr von konservativen Gläubigen, sondern eher von denen gebraucht wird, welche die Kirche verändern und unserer Zeit anpassen wollen, wird man den Verdacht nicht los, daß der Begriff Glaubenssinn dazu benutzt werden soll, um den Glauben zu relativieren.

Der Glaubenssinn des Gottesvolkes Offenbarung und Glaube sind zwei sich gegenüber stehende, aber auch sich ergänzende Begriffe. Das geoffenbarte Wort Gottes als Wahrheit des Heiles wird von Christus den Aposteln und von ihnen der katholischen Kirche übergeben und soll in ihr unverfälscht bewahrt, überliefert und über die ganze Welt verbreitet werden, bis der Herr wiederkommt. Unter dem Glaubenssinn verstehen wir jene innere Kraft der Gläubigen, mit der sie,

vom Heiligen Geist geleitet, das geoffenbarte Wort Gottes in seiner Gesamtheit aus der Überlieferung annehmen und rechtgläubig festhalten sowie eine innere Bereitschaft, aus dem Glauben und aus der Liebe zu leben. Dieser Glaubenssinn vereint die Herde mit den Hirten, denen von Christus das unfehlbare Lehramt übergeben wurde, damit sie die Gläubigen, vom Heiligen Geist geleitet, alles lehren und sie an alles erinnern, was Christus gesagt hat (Joh. 14,26). Das Lehramt stellt den einen, die Gemeinschaft der Gläubigen mit ihrem Glaubenssinn den anderen Pfeiler dar, auf denen das Glaubensgebäude ruht und welche die Weitergabe der geoffenbarten Heilswahrheiten sichern.

Im Lehrschreiben über die Kirche bekennt das 2. Vatikanische Konzil, daß das Gottesvolk vor allem dadurch, daß es aus dem Glauben und in der Liebe lebt, teilnimmt am prophetischen Amt Christi und der Verbreitung des Glaubens. Wenn alle in ihrer Gesamtheit übereinstimmend den gemeinsamen Glauben bekennen, die Gläubigen in ihrer Gemeinschaft mit Papst und Bischöfen, tritt jener übernatürliche Glaubenssinn zutage, der vom Geist der Wahrheit in der Kirche geweckt den Glauben irrtumsfrei bewahrt, denn die Gesamtheit der Gläubigen, welche die Salbung von dem, der heilig ist haben (vgl. 1Joh. 2,20; 27) kann im Glauben nicht irren (Vgl. Lumen Gentium Nr. 12). Wozu die Laien durch ihren Glaubenssinn beauftragt werden, beantwortet das Lehrschreiben über die Kirche folgendermaßen: Christus hat die Laien mit dem Glaubenssinn und der Gnade des Wortes ausgestattet, damit die Kraft des Evangeliums im alltäglichen Familien- und Gesellschaftsleben aufleuchte und die Hoffnung im Kampf gegen die Weltherrscher dieser Finsternis, gegen die Geister des Bösen (Eph. 5,6) auch durch die Strukturen

des Weltlebens zum Ausdruck komme (vgl. ebd. Nr. 35).

Rückschau in die Tradition

Kardinal Newman und sein Zeugnis über den Glaubenssinn. Ein großer Theologe, der sich in der Vergangenheit mit der Glaubensüberlieferung und dem Glaubenssinn befaßte, ist Kardinal Newman. Weil er nur in der römisch katholischen Kirche unter der Leitung des Lehramtes den wahren Glauben bewahrt sah, konvertierte er von der anglikanischen zur katholischen Kirche. Er schreibt unter anderem über den Glaubenssinn, daß Gottes Wort in der Kirche teilweise subjektiv, teilweise objektiv gegenwärtig ist. Objektiv kann man es nennen, soweit es vom Heiligen Geist, der Gottes Wort voll erfaßt, in der katholischen Kirche festgehalten wird, oder, soweit es vom Papst oder ökumenischen Konzilien zum Dogma erhoben wurde. Soweit das Wort Gottes vom Verstand einzelner Menschen aufgenommen wird, ist es subjektiv, da Gottes Wort die Aufnahmefähigkeit und Fassungskraft jedes denkenden Menschen übersteigt. Gleichwohl kann es auch dann objektiv genannt werden, wenn der Glaube beim Aufnehmenden im Vordergrund steht und der Verstand die Wahrheit und Fülle des Wortes Gottes, obwohl er sie nur begrenzt aufnimmt, in keiner Weise einschränkt; denn die Einzelteile fügen sich dann trotz verschiedener Ausgangspunkte und verschiedener Aufnahmefähigkeit zum Ganzen, und die Aufnahme eines Teiles führt zur Aufnahme des Ganzen (vgl. dazu: John Henry Kardinal Newman, Entwicklung der Glaubenslehre E 394ff). Nach Kardinal Newman tritt „dieses Glaubensgut zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Weise hervor, bald durch den Mund der Bischöfe, bald

durch die Kirchenlehrer, bald durch das Volk, bald durch die Liturgie, die Riten, Zeremonien und die Gewohnheit; auch durch Ereignisse, Kontroversen, Bewegungen und all die Erscheinungen, die man unter dem Namen Geschichte zusammenfaßt. Daraus folgt, daß keiner dieser Kanäle der Tradition gering behandelt werden darf, wobei ich durchaus zugebe, daß die Gabe der Beurteilung, Unterscheidung, Definition, Verkündigung und Einschärfung irgend eines Teiles der Tradition einzig und allein bei der lehrenden Kirche (bei Papst und Bischöfen) liegt“ (in: John Henry Kardinal Newman, Polemische Schriften P. 262f). Zusammenfassend sagt Newman:

1. „Die Kirche hat stets das Ganze ihr von Gott anvertraute Depositum aller Wahrheiten im Bewußtsein.

2. Eben dieser Kirche wurde dieses Depositum als (ungegliedertes) Ganzes und als (ungeteilte) Einheit anvertraut.

3. Die Glaubenswahrheiten sind in sich nicht des Wachstums, sondern nur der deutlicheren Erklärung fähig.

4. Diese Wahrheiten wachsen daher, wie die Schulen sagen, nicht inhaltlich, oder in sich, sondern nur in bezug auf unsere bessere Erkenntnis oder ihre schärfere Formulierung durch die Definitionen der Kirche, oder, wie man sagt, nicht in bezug auf sich selbst, sondern in bezug auf uns“ (E402).

Echter Glaubenssinn

Das Glaubensvertrauen, (fides qua creditur) stellt die Grundlage christlichen Glaubens dar. Wenn diese Grundlage schwach ist oder gefährdet wird, wenn man z.B. mehr auf den Zeitgeist, den Pluralismus, die Schaffenskraft des Menschen oder die Zukunft vertraut, als auf Christus und seine Kirche, wie es meines Erachtens unsere Zeit und vor allem das Kirchenvolksbegehren tut, besteht die Gefahr, daß man den christlichen Glauben mißversteht, verkürzt und vom Zeitgeist aus verfälscht. Im Laufe der Zeit wurden manche Glaubensinhalte, oft in heftiger Auseinandersetzung, geklärt und, der Offenbarung und kirchlichen Überlieferung entsprechend, im Dogma festgelegt. Alle Dogmen der Kirche verkünden geoffenbarte Heilswahrheiten, die in

Schrift und Überlieferung enthalten sind, endgültig, und, wie Newman sagt, objektiv. Diese Dogmen sind von allen Gläubigen im Vertrauen auf Christus als Wahrheit anzunehmen und festzuhalten. Im Glaubensbekenntnis ist unser christlicher Glaube zusammengefaßt. Wer geoffenbarte und im Dogma feierlich verkündete Glaubenswahrheiten in Frage stellt oder leugnet, verläßt dadurch ganz von selbst die Gemeinschaft der Gläubigen und stellt automatisch den gesamten Glauben, der eine Einheit bildet, in Frage. Es ist nicht möglich, die Jungfrauengeburt, die Gottheit Jesu Christi oder, wie man meint nur die Unfehlbarkeit des Papstes in Frage zu stellen und katholisch zu bleiben. Wer den Glauben in seiner Gesamtheit annimmt, kann auch nicht in wesentliche und unwesentliche Teile des Glaubens trennen, wie es heute gerne geschieht. Wenn man z. B. nicht mehr an die Existenz von Engeln und Teufel glauben will, obwohl sie von Schrift und Überlieferung bezeugt und in Liturgie, Festen und Volksglauben tradiert werden, verläßt man meines Erachtens den Glauben genauso, wie wenn man Christus als Gottessohn aufgibt, denn beides gehört zusammen und die gleichen Gründe, mit denen man zunächst die Existenz von Engeln in Frage stellt, werden sich bald auch auf Christus erstrecken. Zunächst werden seine Wunder in Frage gestellt, dann die Jungfrauengeburt, dann seine Gottheit, und schließlich bleibt nur noch ein Mensch im Christusgeschehen übrig. Als Ausgangspunkt, um zum Glauben zu gelangen und das Wort Gottes anzunehmen, wird heute vielfach vorgeschlagen, von der Auferstehung auszugehen und über die Auferstehung und den Kreuzestod zum Christusglauben zu kommen, sinngemäß also Weihnachten von Ostern aus zu verstehen. Dieser Weg ist möglich, ja sogar häufig, aber nicht zwingend. Vor allem darf er nicht dazu führen, Weihnachten in Frage zu stellen oder abzuwerten. Die Menschwerdung Gottes gehört zum Erlösungsgeheimnis genauso wie Kreuzestod und Auferstehung. Das Widerspruchsprinzip, auf das all unser Denken gründete, fordert außerdem, daß etwas nicht einmal Wahrheit und ein anderes Mal in gleicher Weise Unwahrheit sein kann. Dies gilt auch für die geoffenbarten Heilswahrheiten, denn die Gnade zerstört die Natur mit ihren

Gesetzen nicht, sondern baut auf ihr auf. Wenn jemand z. B. behauptet, wie es heute gar nicht selten geschieht, zwischen der Überlieferung vor und nach dem zweiten Vatikanischen Konzil bestehe ein Gegensatz oder Widerspruch, früher habe im dogmatischen Bereich etwas anderes gegolten als heute, so ist eine solche Behauptung ganz einfach deswegen irrig, weil die Wahrheit nicht zur Unwahrheit werden kann. Wenn die Kirche allerdings einen bestimmten Teil des Glaubens noch nicht im Dogma festgelegt und damit objektiviert hat, sondern nur einschließlich tradiert und sich deswegen noch nicht voll einer Glaubenswahrheit bewußt ist, dann brauchen auch die Gläubigen eine solche Wahrheit nur einschließlich annehmen. In diesem Fall kann sich das Wissen der Kirche erweitern, insofern sie später, nach Verkündigung eines Dogmas, etwas genauer lehrt und mehr weiß als vorher. Völlig unmöglich scheint es mir aufgrund des dargelegten Sachverhaltes auch zu sein, daß der Glaubenssinn des Gottesvolkes und die Glaubensverkündigung des Papstes sich widersprechen oder einander ganz fremd sind. Wenn Weihbischof Wehrle in einem Referat sagt „Das Glaubensgefühl (des Volkes) sei eine offenbarungsbezogene und offenbarungsgebundene Größe, die nicht das Echo des Lehramtes sei und auch nicht notwendig mit diesem übereinstimmen müsse“ (zitiert im Konradblatt der Diözese Freiburg 15.12.96), so widerspricht das unserer Vorstellung von der Überlieferung der ganzen Wahrheit in der Kirche, die dem Lehramt und den Gläubigen gemeinsam anvertraut ist.

Scheidung der Geister

Es ist verständlich, wenn Gläubige angesichts der vielen Meinungen, die in der Kirche heute vertreten werden, sich die bange Frage stellen, ob es überhaupt noch einen gemeinsamen Glaubenssinn im Volke Gottes, in der katholischen Kirche, gibt. Wird inzwischen nicht alles oder vieles, wenigstens von einem Teil der Gläubigen unter Leitung von Theologen in Frage gestellt oder geleugnet? Heute ist mehr denn je die Gabe der Unterscheidung notwendig. Kardinal Newman sagt: „Wirf ein Stück Holz in einen Fluß, und du wirst sehen, in welche

Richtung er fließt. Laß deinen Grundsatz (deinen Glauben) in der Menge arbeiten, und du wirst sagen können, ob sie mit Wahrheit oder Irrtum durchtränkt ist“ (P. 271) Wenn das Lehramt angegriffen wird, wenn man die Überlieferung verachtet, wenn der Glaube nivelliert, verkürzt und in Frage gestellt wird, und wenn man sich unter Berufung auf die Gewissensfreiheit seine eigenen Gesetze macht, die nicht mehr viel mit dem Christentum zu tun haben, dann haben wir es nicht mit echtem Glaubenssinn zu tun, sondern mit dem Zeitgeist, der nicht Christus, sondern dem menschlichen Verstand vertraut und den Menschen an die Stelle Gottes setzen will. Dann gilt die Mahnung des Apostels Paulus: „Es wird eine Zeit kommen, in der man die gesunde Lehre nicht erträgt, sondern sich nach eigenen Wünschen

immer neue Lehrer sucht, die den Ohren schmeicheln; und man wird der Wahrheit nicht mehr Gehör schenken, sondern sich Fabeleien zuwenden. Du aber sei in allem nüchtern, ertrage das Leiden, verkünde das Evangelium“ (2. Tim 4,3ff).

Im Konzilstext über die Kirche (lumen gentium) werden zwei wichtige Elemente genannt, die zur Bewahrung des gemeinsamen Glaubens erforderlich sind:

1. Aus der Liebe leben. Weil Gott selbst Liebe ist, versteht nur der den Glauben richtig, der Christus in hingebender Liebe auf dem Kreuzweg nachfolgt. Außerdem leitet die Liebe auch zu jener Betätigung an, die für einen lebendigen Glauben unerlässlich ist. Glaube kommt vom Tun, und wenn jemand das Beten aufgibt, den Sonntagsgottesdienst vernachlässigt

und Christus auch nicht in den Mitmenschen begegnet, wie kann der seinen Glauben lebendig erhalten? Je stärker jemand seinen Glauben lebt, um so stärker kann sich der Glaube vertiefen und dabei durch den Heiligen Geist, der in uns wohnt, Lebenskraft gewinnen.

2. Die Verbindung mit Papst und Bischöfen hochhalten. Weil der Glaube nicht durch selbständiges Denken und Erkennen, und schon gar nicht aus dem Denken der Welt entspringt, sondern aus der Offenbarung, verlangt er Hören (vgl. Röm. 10,17) und Gehorchen. Beides fällt vielen in unserer Zeit schwer und muß erst wieder gelernt werden. Papst und Bischöfen als Nachfolgern der Apostel ist das Lehr-, Hirten- und Priesteramt anvertraut, sie haben die Herde zu leiten und den Glauben zu bewahren. Diese Aufgabe ist heute in einer wankenden Kirche um so notwendiger. Wer z. B. den Papst, wie es heute geschieht, ständig kritisiert, gefährdet dabei unter Umständen das Fundament der katholischen Kirche. Nur in Verbindung mit dem Heiligen Geist, dem Geist der Wahrheit, und mit dem Lehramt, kann es uns gelingen, den Glauben in unserer Welt nicht nur zu bewahren, sondern durch ihn auch unsere Zeit zu erneuern. Und das scheint mir der richtigere Weg zu sein. Denn der umgekehrte Weg, nämlich die Kirche an die Welt anzupassen und mit dem Zeitgeist zu durchsetzen, ist nicht nur gefährlich, sondern eigentlich unsinnig, weil die Kirche dabei zerstört wird. □

Gottesmutter Hodegetria, „Wegweiserin“ zu Christus, russische Ikone aus dem 18. Jahrhundert



Hinweis:

Die von der Grafikerin Rita Schwilgin gestalteten Evangelienblätter für die Kinderkatechese können bestellt werden bei:

Rita Schwilgin, Lärchenstr. 25,
85646 Anzing, Tel./Fax.: 08121/
48976

Wie verbindlich sind die Aussagen des kirchlichen Lehramtes ?

Anmerkungen zur Rezeption lehramtlicher Dokumente und dem Problem des öffentlichen Dissenses

Von Erzbischof Tarcisio Bertone

Die Dokumente des obersten Lehramtes finden heute nicht nur Zustimmung, Anerkennung und Glaubensgehorsam, sondern auch Mißbilligung und Widerspruch seitens einiger Theologen sowie von katholischen Gruppen und Verbänden. Dies ist besonders deutlich geworden in der Frage des Frauenpriestertums (ordinatio sacerdotalis). Die Diskussion bezog sich dabei u.a. auf den Grad der Verbindlichkeit und die Endgültigkeit und damit auf die unwiderrufliche Zustimmung seitens der Gläubigen zu den Dokumenten des obersten Lehramtes. Die so geschaffene Unsicherheit hat unter den Gläubigen zu Verwirrung und zu heftigen Auseinandersetzungen innerhalb der Kirche geführt. Die Ausführungen von Erzbischof Tarcisio Bertone, Sekretär der Kongregation für die Glaubenslehre, tragen zur notwendigen Klärung und Orientierung in dieser hochaktuellen Frage bei.

Einige in der jüngeren Vergangenheit veröffentlichte Dokumente des Lehramtes haben in Kreisen der Kirche und der Gesellschaft ein breites und hinsichtlich bestimmter Aussagen manchmal auch heftiges Echo gefunden. Zu nennen sind dabei vor allem die Enzykliken *Veritatis splendor* und *Evangelium vitae*, das Apostolische Schreiben *Ordinatio sacerdotalis*, das *Responsum ad dubium* der Kongregation für die Glaubenslehre über die Lehre von *Ordinatio sacerdotalis* sowie das von derselben Kongregation an die Bischöfe der katholischen Kirche gerichtete Schreiben über den Kommunionempfang von wiederverheirateten geschiedenen Gläubigen.

Im Bereich der Kirche fehlte es beim Erscheinen dieser Dokumente nicht an Bekundungen vorbehaltloser Übereinstimmung und lebhafter Anerkennung. Viele Kardinäle und Bischöfe wie auch Bischofskonferenzen und eine große Anzahl von Priestern und Laien brachten in Briefen an den

Papst bzw. an die Kongregation für die Glaubenslehre ihre Zustimmung zu der in den genannten Dokumenten dargelegten Lehre zum Ausdruck. Sehr geschätzt wurde auch, daß die päpstlichen Verlautbarungen - die beiden Enzykliken und das Apostolische Schreiben *Ordinatio sacerdotalis* - im voraus den Vorsitzenden einiger wichtiger Bischofskonferenzen im Rahmen einer Begegnung im Vatikan vorgestellt wurden. Dadurch konnte das Band der Gemeinschaft zwischen dem Apostolischen Stuhl und den einzelnen Bischöfen und Bischofskonferenzen vertieft und die Verbreitung und Aufnahme der Lehrschreiben gefördert werden.

Zugleich aber regten sich von seiten einiger Theologen sowie kirchlicher Gruppen und Verbände Stimmen der Mißbilligung und des Widerspruchs, die sowohl den Inhalt und die theologische Grundlage wie auch den doktrinellen Wert und die Verbindlichkeit der Lehraussagen in Frage stellten. Man zog vor allem in Zweifel, ob diese Aussagen als endgültige oder gar unfehlbare Lehren des Magisteriums anzusehen seien. Daher scheint es angebracht, einige Überlegungen zu den wichtigsten der aufgeworfenen Fragen anzustellen, vor allem in bezug auf den Wert und den Autoritätsgrad solcher lehramtlicher Verlautbarungen.

I. Vor diesem Hintergrund und im Lichte der Reaktionen und hauptsächlichen Kritiken an den genannten Lehrschreiben scheint es nötig, sich besonders jenen Aspekten zuzuwenden, die im theologischen und kirchlichen Klima von heute die Ursache von Verwirrung und Unklarheit sind und so negative Auswirkungen auf die Lehrpraxis der Theologie und auf das Verhalten gewisser kirchlicher Kreise haben:

1. An erster Stelle gilt es, auf jene Tendenz aufmerksam zu machen, die

alles auf dem Maßstab der Unterscheidung zwischen „unfehlbarem Lehramt“ und „fehlbarem Lehramt“ messen will.

Auf diese Weise wird die Unfehlbarkeit zum dominierenden Kriterium bei allen Fragen bezüglich der Autorität, und zwar in einem solchen Maß, daß faktisch der Begriff der Autorität durch den der Unfehlbarkeit ersetzt wird. Zudem wird die Frage nach der Unfehlbarkeit des Lehramtes häufig mit der Frage nach der Wahrheit einer Lehre verwechselt. Man nimmt an, daß die Unfehlbarkeit die Vorbedingung für die Wahrheit und Unabänderlichkeit einer Lehre sei und macht die Wahrheit und Endgültigkeit einer Lehre von der gegebenen bzw. nicht gegebenen Unfehlbarkeit lehramtlicher Verlautbarungen abhängig. In Wirklichkeit aber leiten sich Wahrheit und Unabänderlichkeit einer Lehre vom *depositum fidei* her, welches durch Schrift und Tradition überliefert ist. Die Unfehlbarkeit hingegen bezieht sich lediglich auf den Grad der Gewißheit des kirchlichen Lehramtes. In verschiedenen kritischen Stellungnahmen wird ferner vergessen, daß die Unfehlbarkeit einer Lehre sowie die geschuldete endgültige und unwiderrufliche Zustimmung nicht bloß jenen Lehren zukommen, die in feierlicher Weise vom Papst oder einem ökumenischen Konzil „definiert“ worden sind. Wenn die Bischöfe in den einzelnen Diözesen in Gemeinschaft mit dem Nachfolger Petri eine Lehre als verbindlich zu halten (vgl. *Lumen Gentium*, 25) vorlegen, erfreuen sie sich derselben Unfehlbarkeit, die auch dem Lehramt des Papstes „*ex cathedra*“ bzw. dem Konzil zu eigen ist.

Mit Nachdruck muß daher festgehalten werden, daß der Papst in den Enzykliken *Veritatis splendor* und *Evangelium vitae* sowie im Apostolischen Schreiben *Ordinatio sacer-*

dotalis die Absicht hatte - wenn auch nicht in feierlicher Weise - Lehraussagen zu bestätigen und neu zu bekräftigen, die zum Lehrgut des ordentlichen und universalen Lehramtes gehören und aus diesem Grund in endgültiger und unwiderruflicher Weise zu halten sind.

Überdies muß man sich auch bewußt machen, daß sich die Autorität einzelner Aussagen des Lehramtes zwar nach Graden unterscheidet, was aber nicht bedeutet, daß die Autorität eines niederen Grades auf der Ebene einer theologischen Meinung eingestuft werden kann oder daß außerhalb des Bereichs der Unfehlbarkeit bloß Argumentationen zählen und eine allgemeine Gewißheit der Kirche in Lehrfragen nicht möglich ist.

2. Diese Überlegungen sind von großer Bedeutung bezüglich der geschuldeten Zustimmung zu den Aussagen von *Veritatis splendor*, *Evangelium vitae* und *Ordinatio sacerdotalis* sowie dem *Responsum* und dem Schreiben der Glaubenskongregation über den Kommunionempfang von wiederverheirateten geschiedenen Gläubigen. Da es sich hier um Lehraussagen handelt, die vom Lehramt nicht durch einen definitiven Akt (d.h. ein feierliches Urteil) vorgelegt und bekräftigt wurden, hat sich die Meinung verbreitet, derartige Lehren könnten in einer späteren Epoche oder unter anderen Pontifikat revidiert bzw. geändert werden. Diese Auffassung entbehrt jeglicher Grundlage und zeugt von einem irrigen Verständnis der katholischen Lehre über das Magisterium.

Was nämlich den Lehrakt betrifft, kann das Magisterium eine Lehre entweder durch einen definitiven Akt oder durch einen nicht definitiven Akt als endgültig zu halten vortragen. Das Lehramt kann eine Lehre vor allem durch ein feierliches Urteil des Papstes „*ex cathedra*“ oder des ökumenischen Konzils als endgültig verkünden; eine solche Lehre ist mit göttlichem Glauben zu glauben oder in endgültiger Weise zu halten. Doch auch das ordentliche päpstliche Lehramt kann eine Lehre als endgültig vorlegen, wenn diese beständig von der Tradition bewahrt und gehalten und vom ordentlichen und universalen Lehramt weitergegeben worden ist. Die Ausübung des Charismas der Unfehlbarkeit geschieht im letztgenannten Fall nicht in Form eines defi-

nitiven päpstlichen Aktes, sondern durch den Verweis auf das ordentliche und universale Lehramt, das der Papst durch eine formelle Erklärung bestätigt und bekräftigt (im allgemeinen in einer Enzyklika oder einem Apostolischen Schreiben). Wollte man behaupten, der Papst müsse notwendigerweise jedesmal auf eine Definition „*ex cathedra*“ zurückgreifen, wenn er eine Lehre als endgültig, weil zum Glaubensgut gehörig, erklären will, würde dies implizit zu einer Entwertung des ordentlichen und universalen Lehramtes führen. Zugleich bliebe die Unfehlbarkeit allein den feierlichen Definitionen durch den Papst oder das Konzil vorbehalten. Dies wäre eine Verzerrung der Lehre des Ersten und des Zweiten Vatikanischen Konzils, die beide den Lehren des ordentlichen und universalen Lehramtes den Charakter der Unfehlbarkeit zuerkennen.

Bezüglich der spezifischen Natur einer Lehre des päpstlichen Lehramtes, die lediglich eine Glaubensgewißheit bekräftigen oder erneut vorlegen will, welche bereits bewußt von der Kirche gelebt oder vom gesamten Bischofskollegium gelehrt wird, ist festzuhalten, daß diese an sich nicht in der Bekräftigung der Lehre selber ersichtlich ist. Sie gründet vielmehr in der formellen Erklärung, daß es sich um eine Lehre handelt, die bereits zum Glaubensgut der Kirche gehört und vom ordentlichen und universalen Lehramt in unfehlbarer Weise als von Gott geoffenbart oder als endgültig zu halten gelehrt wird.

Im Licht dieser Erwägungen wird deutlich, daß die Frage, ob ein solcher päpstlicher Akt der Bekräftigung der Lehre des ordentlichen und universalen Lehramtes unfehlbar ist oder nicht, ein Scheinproblem darstellt. Obgleich nämlich der päpstliche Akt der Bekräftigung an sich keine dogmatische Definition (wie etwa die Aussagen von Nizäa zum Trinitätsdogma oder jene von Chalkedon zum christologischen Dogma oder die marianischen Dogmen) darstellt, hat er dennoch an derselben Unfehlbarkeit teil, die der Lehre des ordentlichen und universalen Lehramtes, das den Papst miteinschließt und zwar nicht bloß als Bischof, sondern als Haupt des Bischofskollegiums, zu eigen ist. In dieser Hinsicht ist darauf hinzuweisen, daß das *Responsum ad dubium* der Glaubenskongregation bezüglich der im Apostolischen Schreiben *Ordinatio sacerdotalis* vorgelegten Lehre mit dem Hinweis auf den unfehlbaren Charakter dieser schon im Besitz der Kirche befindlichen Lehre lediglich in Erinnerung rufen wollte, daß diese Lehre nicht erst aufgrund des päpstlichen Dokuments unfehlbar vorgelegt wurde, sondern daß dieses Dokument bekräftigt, was immer, überall und von allen als zum Glaubensgut gehörig gehalten wurde. Wichtig ist also, das Prinzip zu wahren, daß auch mittels eines Aktes, der nicht die feierliche Form einer Definition besitzt, eine Lehre in unfehlbarer Weise vom ordentlichen und universalen Lehramt vorgelegt werden kann. (*Forts. folgt*)

Papst Johannes Paul II. oberster Lehrer der Kirche



Die Frauen und die Kirche

Zur Rolle der derzeitigen Frauenverbände

Von Gertrud Dörner

Seit Jahren verstärken sich in den katholischen Frauenverbänden Tendenzen, die nicht mehr die besonderen Gaben und Aufgaben der Frau in Familie, Gesellschaft und Kirche betonen und fördern, sondern auf eine Einbebnung aller Unterschiede hinauslaufen. Die Autorin nimmt in ihrem Bericht diese Entwicklungen ins Visier.

In der katholischen Kirche wird die „Frauenfrage“ immer virulenter. Noch nie in der Geschichte gab es einen derart breiten und von der veröffentlichten Meinung unterstützten „Aufstand der Frauen“ gegen die Amtsträger und die bisherige geistliche Lehre und Praxis, zudem von nicht wenigen dieser Amtsträger wenn nicht unterstützt, so doch zumindest toleriert. „Ich will nicht dienen!“ ist der Schlachtruf. „Frau“ sei es leid, stets nur die untersten Positionen in der Kirche einzunehmen, sich nur mit Putztuch, Staubsauger oder als Küchenfee für die Grundbedürfnisse der „Männerkirche“ verschleiß zu lassen, ohne Teilhabe an Amt, Würden und Verantwortung, ohne Möglichkeit der Mitbestimmung. Massiv werde „frau“ auf diese Weise unterbewertet, in ihrem Wesen und ihren Fähigkeiten mißachtet. Die Kirche sei erheblich hinter der Zeit und unserer Gesellschaft zurück, habe erheblichen Nachholbedarf! Überall sei „frau“ auf dem Vormarsch - nur die Kirche, letzter Hort eines überholten Patriarchalismus, habe dies alles noch nicht verstanden und schließe „frau“ vom Wesentlichen aus.

Käme solche Kritik von außen, von Feinden der Kirche, würde sich niemand wundern. Aber dem ist nicht so: unisono ertönt diese Melodie aus den Grundsatzprogrammen und Publikationen der katholischen Frauenverbände. Diesen Verbänden, genannt seien hier nur die herausragendsten: der Katholische deutsche Frauenbund

und die Katholische Frauen- und müttergemeinschaft, war es einmal Hauptanliegen, Frauen durch ihren Glauben zu ihrer aufopferungsvollen Tätigkeit in Familie und Beruf zu rüsten, sie durch den Zusammenschluß zu stärken. Frausein hieß in erster Linie Nachfolge Marias, deren Leben alle Formen und Phasen weiblicher Existenz umfaßt, Urbild der „Mutter Kirche“ und von herausragend symbolhafter Bedeutung. Reste dieser ursprünglichen Ausrichtung finden sich noch als Firniß an der Oberfläche, etwa im „Gebet der katholischen Frauengemeinschaft“, in dem Maria „Schirmherrin“ genannt wird, - „frau“ hat offenbar noch nicht gemerkt, was sie da sagt! - Dies gibt dem Ganzen noch einen „katholischen“ Anstrich. Schaut man aber genauer hin, so sieht man folgendes: Aus den katholischen Frauenverbänden sind Kampfverbände geworden, die religiös verbrämt die Frauen auffordern, „sich zum Sprachrohr ihrer Anliegen in Kirche und Gesellschaft zu machen“, so die „Impulse 1987 zum Orientierungs- und Arbeitsprogramm 1979“ der „Katholischen Frauen- und müttergemeinschaft Deutschlands (kfd)“, Herausgeber kfd-Zentralverband, S. 3. Ziel soll es sein, die „Entwicklung der Gesellschaft zu fördern“, die „Kirche mitzugestalten“ durch „Befreiung aus einem überholten Rollenverständnis“ (vgl. ebda). Zu diesem Zweck wird alles, wirklich alles, was sich der politische Feminismus auf die Fahnen geschrieben hat, in die Verbandsarbeit geholt, angefangen von Selbstfindung und -verwirklichung, über „Dialogfähigkeit“, Konfliktbearbeitung und -bewältigung bis zu „Gewalt gegen Frauen“ und „Frauensolidarität“, zu Drogen und Prostitution. Nichts bleibt „draußen vor“, kein Problem ungenannt - die kfd als die eigentliche „Frauen-Partei“ mit massiv politischem Anspruch.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: es steht nicht in Frage, daß Frauen sich wie alle in unserer Gesellschaft an der Stelle, an der sie stehen, zugunsten ihrer Mitmenschen engagieren. Die eigentliche Frage ist die nach den Zielen dieser „Übernahmen“, denn aufgepfropft auf diese Übernahmen aus dem politischen Feminismus, redet „frau“ in der kfd Veränderungen in der Familie, der Ehe das Wort - nach dem „Referat“ der katholischen Eheauffassung, wohl damit's nicht so auffällt, vorsichtig umschrieben. Man solle „die Augen vor den Lebens- und Beziehungskrisen nicht ... verschließen und mit den Betroffenen ... nach neuen Wegen suchen, wie auf der Grundlage des Evangeliums in unserer Zeit Ehe und Familie gelebt werden kann“ (ebda S. 7). Weiter: die kfd wisse „um die Suche junger Menschen nach neuen Wegen der Lebensgestaltung“, sie nehme „das Bemühen junger Menschen um Beziehungsentwicklung und -pflege ernst, sie sei „Dialogpartnerin“, was im Klartext heißt, man akzeptiert offiziell Ehescheidung und eheähnliche Lebensgemeinschaften. Kritikern wird von vornherein der Wind aus den Segeln genommen. Ihr Verhalten sei lediglich bestimmt von „Abwehr“ und „Unsicherheit“. Sie seien „von Angst bestimmt, Gewohntes und Vertrautes aufgeben zu müssen“, also psychisch defizient und unselbständig. Man müsse eben über dies alles reden, besonders „mit Priestern“. Die kfd nennt dies den „Weg zur Partnerschaft“.

Wirklich brisant wird es aber, wenn kfd ihre Vorstellung von „frau“ in der Kirche entwickelt. „frau“ soll nicht nur ihre „weiblichen Glaubenserfahrungen“ einbringen, sie soll sich „weiblicher Spiritualität“, feministischer Theologie und „theologischer Frauenforschung“ weit öffnen, indem sie die Bibel „mit den Augen einer

Frau liest“, ihre „eigenen Ausdrucksweisen und Formen des Glaubens entfaltet“ und diese nicht nur „ins Gemeindeleben“, sondern „besonders in die Gottesdienste“ einbringt.

Jeder, der sich mit feministischer Theologie beschäftigt hat, weiß, daß hier auf dem Schleichweg die sog. „feministische“ oder „Frauenliturgie“ in die Kirche eingeführt werden soll, jene letztlich unsägliche Ausrichtung von „Liturgie“ auf alle Stadien weiblichen Lebens, einschließlich Menstruation und Menopause, und ihre Umpolung des Gottesbildes zur „Großen Mutter-Göttin“. In diesen Kontext gehört auch die Forderung nach Teilhabe der Frauen an der Verkündigung, nach ihrer Zulassung „zu allen Diensten der Kirche“, natürlich zunächst des Weihediakonates, der Vorstufe zum Priestertum, dann aber auch die Forderung, daß „die Diskussion um das Priestertum der Frau weitergeht“ und natürlich nach der „Predigt-erlaubnis für Laien“ (vgl. ebda S. 12).

Fast ist es schon überflüssig zu erwähnen, daß man anstrebt, „wieder-verheiratet Geschiedene“ zu den Sakramenten zuzulassen, daß man Ökumene - letztlich die aller Religionen, also Sykretismus - unterstützt und fördert, ebenso die Zusammenarbeit „mit Frauengruppen und Gemeinden in der Kirche anderer Länder und Kontinente“ (vgl. ebda S. 13f.). Überflüssig ist es auch, auf den weiteren „Rundumschlag“ über die „Zukunft der Gesellschaft“ einzugehen, auf „weltweite Verantwortung und Sicherung des Friedens“, und dies alles in „Dialogbereitschaft“. Das „Papier“ zeigt, wo es mangelt: vom Glauben selbst, dem Leben aus und nach ihm, vom Einfluß des gelebten Glaubens auf die nachfolgende Generation in Einheit mit Lehre und Praxis der Kirche, für den gerade wir Frauen in Verantwortung stehen, ist keine Rede. Statt dessen: „weltlicher“ und „religiöser“ Feminismus in explosiver Mischung, „Sprengstoff“ für die Kirche.

Die aktuelle Lage: Auf dem „Internationalen theologischen Fachkongreß“ mit dem Titel „Diakoniat - ein Amt für Frauen in der Kirche - ein frauengerechtes Amt?“, 1. - 4. April 1997 in Stuttgart, forderten die Teilnehmer massiv und harsch die deutschen Bischöfe auf, von Rom ein „Indult“, also die kirchliche Erlaubnis zu erwirken, um „Frauen zu Diakoninnen in ihren Diözesen ordnie-

ren“, also weihen zu können als Mitglieder des Klerus. Die diesbezügliche Weigerung und Argumentation Roms sei endgültig als „sozio-kulturell bedingte, heute aber als theologisch nicht mehr verantwortbare ... entlarvt“. Die Kirche müsse heute „um der Glaubwürdigkeit ihrer Heilssendung willen den Ausschluß der Frauen vom Diakoniat aufheben. So setzt sie in ihrer Ämterstruktur ein notwendiges Zeichen für ein erlöstes Miteinander von Frauen und Männern“. Um dies zu erreichen sollten die „Teilnehmerinnen und Teilnehmer“ des Kongresses u.a. folgendes tun: „die katholischen Frauenverbände und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken“ bitten, „ihren Einsatz zugunsten des Diakonats der Frau fortzusetzen und zu intensivieren“. Sie bitten „das Netzwerk Diakoniat der Frau, sich auf nationaler Ebene für die Koordination aller Kräfte für den Diakoniat der Frau einzusetzen“; „das internationale Diakoniatzentrum, Frauengruppen und Initiativen für den Diakoniat der Frau auf internationaler Ebene zu vernetzen“ usw.

Veranstaltet wurde dieser „Fachkongreß“ von „der Katholisch-theologischen Fakultät der Eberhard Karls-Universität Tübingen, der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, dem Katholischen Deutschen Frauenbund, der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands und der Frauenkommission der Diözese Rottenburg-Stuttgart“. Der Beschluß liegt dem Landesdelegiertentag des Katholischen Deutschen Frauenbundes Bayern, der am 18./19.6.1997 stattfindet, unter Top 8 zur Beschlußfassung vor.

Wenn es noch einen Beweis brauchte, wie „Pressure Groups“ sich innerhalb der Kirche gegen eindeutige lehramtliche Entscheidungen, gegen den Papst und die ihm treu verbundenen Bischöfe mit „Graswurzeltechnik“ durchzusetzen versuchen, so liegt er hier auf der Hand.

Die katholischen Frauenverbände haben den „con - sensus fidei“ verlassen, sie bauen nicht mehr auf, sie reißen ein. Dabei dienen den „Führerinnen“ ihre Positionen innerhalb der großen Traditionsverbände als Legitimation, die oft durchaus noch katholisch-gläubige Basis als Machtvehikel zu mißbrauchen. Es ist an der Zeit, über neue, dann wirklich katholische Frauenverbände nachzudenken. □

Aus der Austritts- erklärung der Frauengemein- schaft NN aus dem Diözesan- verband

Die Frauengemeinschaft NN gibt bekannt, daß sie mit 01.01.1997 aus dem Diözesanverband austritt. Eine schriftliche Umfrage bei den Mitgliedern hat dafür eine einstimmige Zustimmung ergeben.(...)

Die Führung der Frauengemeinschaft bewegt sich immer mehr in Richtung Esoterik und feministische Ideologie in der sogar Gott als Vater (Mutter unser) in Frage gestellt wird.

Wir verehren die Gottesmutter als Patronin unseres Vereins und als unser Vorbild, bedauern die Einstellung, daß Marienverehrung nicht mehr zeitgemäß sei und das Verschwinden ihres Bildes vom Vereinsausweis.

Die Entscheidung des Papstes, Frauen nicht zum Priesteramt zuzulassen, wird von uns akzeptiert. Wir distanzieren uns von den Aktionen gegen ihn.

Als kirchlichen Ortsverein stellen wir uns in erster Linie den Aufgaben in der Pfarrei und der Dorfgemeinschaft, im Dienst an Kindern, Alten und Kranken, in Geselligkeit sowie den sozialen und caritativen Aufgaben in den verschiedenen Missionsländern.

In ihrer Seele wurzelt die Sehnsucht nach Liebe, Geborgenheit und Treue

Die neue Nachdenklichkeit Jugendlicher – eine Chance

Von Univ.-Prof. Dr. Reinhold Ortner

Was denkt die heutige Jugend über Liebe, Freundschaft und Treue? Diese Frage ist der Ausgangspunkt der Überlegungen des Autors. Er untersucht den Einfluß gesellschaftlicher Wirkfaktoren auf die Jugend, die zu einer Bewußtseinsveränderung geführt haben, die immer noch nicht zum Stillstand gekommen ist. Das, was in der Wechselwirkungsspirale von Verhaltensvorgaben und Verhaltensbegründungen zu Tage gefördert wird, zeigt, daß christlich zentrierte Werte vielfach als „überholt“ angesehen werden. Trotzdem signalisieren die Untersuchungsbefunde, daß es eine wachsende Sehnsucht nach Bindung in Treue, das heißt auf Dauer gibt. Diese Sehnsucht ist aber nicht in jedem Fall mit dem Wunsch nach ehelicher Bindung verknüpft. Aber das zunehmende Nachdenken darüber, warum Liebe und Ehe nicht mehr halten und die Infragestellung gängiger Wertemuster eröffnet nach dem Autor eine Chance für Erziehung und Jugendarbeit im christlichen Geist.

Immer drängender werden im kirchlichen Raum Fragen zur Problematik pastoraler Probleme im Zusammenhang mit Liebe, Ehe und Familie. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Frage: „Wie denkt eigentlich die heutige Jugend über Freundschaft, Liebe und Treue?“ Wir müssen hierzu nüchterne Fakten ebenso zur Kenntnis nehmen wie einen spürbaren Aufbruch zu zeitlos gültigen Werten.

Kinder und Jugendliche leben innerhalb des Einflußfeldes der jeweiligen Gesellschaft. Zum Verständnis ihres Verhaltens und ihrer Wertorientierung in bezug auf Liebe und Treue sind zunächst die entsprechenden gesellschaftlichen Wirkfaktoren zu analysieren. Das, was jungen Menschen heute an Liebe und Treue in ihrem Umfeld geboten wird, übt ohne Zweifel einen verhängnisvollen

Sog der Verhaltensbeeinflussung aus. Kennzeichen hierfür sind „Befreiung von Tabus“, Verfrühung sexueller Praxis, Verrohung in der partnerschaftlichen Begegnung, Abspaltung des Sexualtriebs aus seiner Integration in die Gesamtpersönlichkeit, Loslösung sexueller Betätigung von der Bindung an die Ehe, zunehmende Bejahung wechselnder Verhältnisse, Verlust der Treue und Pervertierung der Liebe zum sexuellen Hedonismus. Im Gefolge einer solchen um sich greifenden Bewußtseinsveränderung steigt die Zahl unverbindlicher (auch wechselnder) Partnergemeinschaften und die Scheidungsrate. Letztere trägt eine wesentliche Mitschuld an der Zunahme von Scheidungswaisen und schweren Verhaltensnöten bei Kindern. Diese schmerzhaft entwickelte Entwicklung ist offensichtlich noch nicht zum Stillstand gekommen. Sie wirkt sich nicht nur verhängnisvoll auf Ehen und Familien aus, sondern gefährdet in ihrer Langzeitwirkung (zum Teil gravierend) seelische Gesundheit, Tatkraft und Lebensharmonie unserer jungen Generation.

Die Wechselwirkungsspirale von Verhaltensvorgaben und Verhaltensbegründung

Gesellschaftspolitiker beklagen heute auf Grund zunehmender Kriminalität das Schwinden des sittlichen Bewußtseins. Ethik ist wieder im Kommen. Aber Ethik wird heute weitgehend anthropozentrisch begründet. In Wahrheit greift ihre Schutzfunktion jedoch nur, wenn sie auf Gott bezogen bleibt. Dies gilt auch in Bezug auf Werte, die es mit der Sexualität des Menschen zu tun haben. Wir erlebten in den letzten Jahrzehnten ein klassisches Beispiel der Zerstörung dieser Wertebasis durch empirisch-soziologische Wertermittlung. Mit Hilfe

massiver bis subtiler Verhaltensvorgaben durch gesellschaftsideologische Einflüsse, Printmedien, elektronische Medien, schulische wie außerschulische Erziehungsansätze (auch solche der kirchlichen Jugendarbeit) haben ideologische Gesellschaftsveränderer und materialistische Geschäftemacher neue, als „progressiv“ deklarierte, Verhaltensweisen im Bereich menschlicher Sexualität als „richtig“ vorgestellt und im Bewußtsein breiter Bevölkerungsschichten verankert. Die Menschen begannen, sich den vorgegebenen Verhaltensmustern anzupassen. Parallel hierzu erfolgten weitere empirisch-soziologische Erhebungen. Deren Ergebnisse wurden als „Wertesystem einer sich wandelnden Gesellschaft“ bezeichnet. Die Richtigkeit der so ermittelten Wertennormen wurde mit dem statistischen „Mehrheitskonsens“ und der mehrheitlichen Akzeptanz begründet. Auf diesen Mechanismen entwickelte sich eine Wechselwirkungsspirale weiter, in deren Verlauf ein Verhalten, das zuvor als ethisch bedenklich und negativ galt, nunmehr als positiv und richtig bezeichnet wurde. Inzwischen droht eine Situation, in der zeitlos gültige absolute Werte (z.B. theozentrierte, biblische, christliche) als „überholt“, bezeichnet werden, das Negativ-Zerstörerische jedoch als „richtig“ und normativ zu wirken beginnt. Dies kann nicht ohne Einfluß auf unsere Jugendlichen bleiben.

Evolutive Prozesse begründen keine Norm

Gott hat ins Herz eines jeden Menschen die Sehnsucht nach Verwirklichung ewig gültiger Werte gesenkt. Dazu gehören auch Liebe, Treue und Geborgenheit. Man spricht heute so oft von einem „Wertewandel“ im Bereich menschlicher Sexualität. Er wird

als evolutiver Prozeß deklariert und damit als normbegründend vorge-schoben. In Wirklichkeit aber handelt es sich dabei um eine begriffliche Irreführung. Echte Werte sind absolut. Sie können sich nicht wandeln. Es gibt nur einen Wandel hinsichtlich deren Akzeptanz. Allerdings ist der Glaube an Gott zunehmend (auch bei Jugendlichen) im Schwinden. Doch der Mensch braucht immer eine rechtfertigende Bezugsbasis für sein Verhalten. Diese Basis ist heute in der Regel der Mehrheitskonsens der Gesellschaft oder das eigene Ich. Die Brüchigkeit dieser beiden Rechtfertigungsbezüge ist offenkundig. Aber wer sagt das schon unseren jungen Menschen? Sie müssen warten, bis sie es selbst schmerzhaft erfahren. Bis dahin orientieren sie sich an dieser Bezugsbasis, auch in der Bewältigung ihrer Sexualität.

Erste sexuelle Erfahrungen

Zweigeschlechtliche Freundschaften (aus erotischer Motivation) beginnen in der Regel heute im Alter von 13-15 Jahren (plus/minus 1 Jahr). Intim-sexuelle Kontakte gehören für 70 Prozent in diesem Alter noch nicht als selbstverständlich dazu. Wo sie stattfinden, sind sie meist der Meinungsbeeinflussung durch Medien und dem Gruppendruck zuzuschreiben. 25 Prozent meinen allerdings, daß diese Kontakte „dazu gehören“. Untersuchungen ergaben, daß bei über 20 Prozent der Mädchen und bei etwa 17 Prozent der Jungen vor dem 16. Lebensjahr erstmals intime sexuelle Kontakte stattfinden.

Sehnsucht: Bindung in Treue auf Dauer

Wie sieht es bei der Wertschätzung der Treue aus? Hier gibt es keine eindeutigen Forschungsergebnisse. Aussagen, daß nur jeder Vierte sexuelle Treue für erforderlich hält, stehen Ergebnisse gegenüber, denenzufolge etwa 50 bis 75 Prozent der Jugendlichen (vor allem Mädchen) Geschlechtsverkehr außerhalb fester Partnerschaft ablehnen. Vertrauen sind dabei die Hauptmotive. Mädchen wünschen sich mehrheitlicher als Jungen Treue. AIDS-Problematik und Freiheitsdenken gehen in die Motiva-

tion (für oder gegen Treue) ein. Im Vergleich zu 1970 binden junge Menschen heute allerdings Sexualität stärker an Liebe (und Treue). Manche Ergebnisse verweisen sogar auf ein „großes Bekenntnis zur Treue und an Liebe gebundene Sexualität“. 62% der männlichen und 80% der weiblichen Jugendlichen meinen, daß sexuelle Treue zeitgemäß und keine veraltete Haltung ist.

Wunsch: lebenslange Partnerschaft in einer Ehe

Einer Trendumfrage zufolge bejahen 54 % junger Menschen den Wunsch nach einer „lebenslangen Partnerschaft in Liebe und Treue“. Auf die Frage, ob die Ehe zum gesellschaftlichen Leben dazugehöre, meint eine Mehrheit (60 %) , „es geht auch ohne“. 35 Prozent meinen, die Ehe gehöre zum Leben. Nur 5 % bejahen die Ehe als „sehr erwünscht“. Typische Antworten sind: „Die Ehe ist heute kein Muß mehr.“ - „Die Ehe macht die Beziehung kaputt.“ „Die Ehe ist nur etwas Traditionelles.“ Deutlich tritt der Wunsch nach Sicherheit, Geborgenheit und Vertrauen zutage. Aber es werden auch Unsicherheiten und Angst spürbar, „ein Leben lang“ miteinander zu verbringen (Einschränkung der Selbstverwirklichung).

Walter Habdank, „in manibus tuis“ zu Psalm 31, Holzschnitt 1972, Geborgenheit in der Hand Gottes



ung). Solche Unsicherheiten und Ängste sind unter jungen Menschen relativ weit verbreitet. Sie sind (neben anderen Einflußfaktoren) mit ein Grund dafür, daß 1990 z.B. in Deutschland fast 1 Million (963.000) Paare in nichtehelicher Lebensgemeinschaft (davon 107.000 mit Kind) zusammenlebten. Deren Absicht, eine Ehe zu schließen, ist recht uneinheitlich. „Nein“ und „Ja“ halten sich zu je 30 Prozent die Waage. Der Wunsch, einmal Kinder zu haben, ist bei jungen Menschen noch recht verschieden ausgeprägt. Von den außerehelich Zusammenlebenden, die eine Ehe ablehnen, möchten etwa die Hälfte (44 %) keine Kinder bekommen.

Diskrepanz: Wunsch und Zielverhalten

Zusammenfassend kann man feststellen, daß die Sehnsucht nach tiefer Liebe und dauerhafter Treue bei Jugendlichen heute einen hohen Stellenwert einnimmt, ja daß der Wunsch nach deren Verwirklichung zunehmend deutlicher erkennbar wird. Zugleich aber übernimmt und akzeptiert ein erheblicher Teil junger Menschen auf dem Gebiet der Sexualität Einstellungen und Verhaltensweisen, die von ihrer Sinnausrichtung und Langzeitwirkung her gerade in Bezug auf diese Werte überwiegend das Gegenteil erreichen. Diese Diskrepanz zwischen Wunsch und Zielverhalten ist heute das entscheidende Problem in Pastoral und Erziehung.

„Nie erfahren, was Liebe bedeutet“

Junge Menschen spüren (wie zu allen Zeiten) auch heute die Sehnsucht nach einem erfüllten Leben auf der Grundlage von Liebe, Treue und Geborgenheit in sich. Dies umso mehr, als in ihrem sozialen Umfeld gerade diese Werte verdunkelt werden und deren Verwirklichung scheitert. „Viele von uns“, so sagt die 20jährige Silke, „haben im Elternhaus nie erfahren, was Liebe bedeutet. Daher haben wir Angst davor, daß es uns ebenso ergeht.“ Udo, ein 22jähriger Student, stellt unmißverständlich klar: „Ich habe nur ein Leben, daher möchte ich keinen Fehler machen. Ich muß wissen, was schuld daran ist, daß Liebe

und Ehe heute nicht mehr halten.“ Darüber denken junge Menschen immer kritischer nach. Und sie möchten ganz offensichtlich daran etwas ändern. Das ist die große Chance für Jugendarbeit und Erziehung:

Inmitten eines Kampfes um die Herzen

Das soziologisch meßbare gesellschaftliche Umfeld für junge Menschen befindet sich, was die Werte „Liebe, Ehe und Treue“ betrifft, in einem Sog materieller Einseitigkeit. Starke Einflüsse und historische Rückstände ideologischer Indoktrination marxistisch-kommunistischer sowie kapitalistisch-konsumistischer Herkunft haben europaweit einen Prozeß der Destruktion dieser Werte vorgebracht. Damit aber können junge Menschen kein glückliches Leben aufbauen. In ihrem Herzen spüren sie dies. Wir müssen uns daher verstärkt und vehement für eine Regeneration gesellschaftspolitischer und sozialer Ethik einsetzen, damit junge Menschen ermutigende Rahmenbedingungen vorfinden. „Wir befinden uns“, so schreibt M. J. KEATING, „inmitten eines Kampfes um die Herzen einer ganzen Generation. Wir können gewinnen, wenn wir unsere Jugend nicht im Stiche lassen. Wir müssen sie vor jenen beschützen, die ihre Herzen wegstehlen wollen.“

Scherbenhaufen enttäuschter Liebe und Treue

Ernsthafte Ergebnisstudien zeigen immer deutlicher, daß bestimmte Erziehungsvorstellungen und -modelle hinsichtlich der Sexualität aus den 60er bis 80er Jahren eine erhebliche Mitschuld an einer ganzen Reihe zerstörerischer Folgen im Hinblick auf Liebe, Treue, Familie und seelische Gesundheit tragen. Solchen sexualpädagogischen Zielsetzungen sollten wir schnell den Abschied geben. Gegen diese Forderung wird sicherlich heftiger Einspruch erfolgen. Aber Leuten, die sich nicht von ihren eingefahrenen Denkmustern trennen wollen, muß dringend deutlich gemacht werden: Es geht um das existentielle Glück der jungen Generation. Wenn wir uns den Scherbenhaufen enttäuschter Liebe und Treue,

kaputter Ehen, depressiver Resignation und des seelischen Notschreis von Millionen Kindern vor Augen halten, dann müssen wir alle endlich umdenken und ohne Zögern bessere pädagogische und pastorale Hilfen als die bisherigen aufzeigen. Hierzu gilt es, kritisch-progressiv gegenüber emanzipatorischen Ideologie-Konstrukten zu sein, auf eine neu zu konzipierende Sexualpädagogik, vor allem in Familie und Jugendarbeit, umzusteigen und rasch zu handeln.

Infragestellung bisheriger Sexualideologie

Neuere Erhebungsdaten bei Jugendlichen lassen aufhorchen. Sie sind unerwartet und zweifellos ermutigend. Bei zunehmend mehr jungen Menschen bahnt sich ein Meinungsumschwung an. Das, was Jugend schon immer kennzeichnete, nämlich Infragestellung brüchiger Wertekonzepte der älteren Generation und Dynamik des Aufbruchs zu neuen Wegen, vollzieht sich auch heute. Diesmal trifft es die Sexualideologie der letzten Jahrzehnte. Junge Menschen beginnen, nach der Tragfähigkeit nur vordergründig erstrebenswerter, letztlich aber existentiell brüchiger Verhaltensweisen zu fragen. Sie befinden sich bei der Bewältigung ihrer Sexualität im Zwiespalt zwischen dem elementaren Drängen ihrer Natur und der Sehnsucht nach Idealen echter Liebe und Treue. Gerade diese Ideale aber erleben sie in der heutigen Welt als pervertiert und bedroht. Deshalb verspüren sie Frust und Angst. Aber sie bringen auch Mut und unverbrauchte Tatkraft ein, es besser machen zu wollen. „Der Jugend kommt es zu“, so sagte Papst Johannes Paul II. auf dem Kongreß der Jugend in Denver, „die neue Zeit in Kirche und Welt heraufzuführen.“ Hierzu müssen wir ihr unsere Hilfe anbieten. Konkret heißt das:

Machen wir uns die Aufbruchsdynamik unserer Jugendlichen zunutze. Unterstützen wir ihren ehrlichen Wunsch, Sexualität sinnerfüllt in das Leben einzubringen.

* Sprechen wir mit ihnen darüber, wie existentiell bedeutsam Werte wie Liebe, Ehe, Treue und Familie für ein harmonisches Zusammenleben sind.

Verdeutlichen wir deren Vernetzung und wechselseitige Wirkung.

* Jugendliche wollen wissen, wie man Liebe und Treue verwirklicht. Zeigen wir ihnen doch Wege, auch solche des Verzichts, wie diese Werte zu schützen und zu bewahren sind. Hierfür notwendige Verhaltensnormen müssen wir von der Sinnfrage begründen und einsichtig machen.

* Junge Menschen wollen Verständnis und geborgenheitsschenkende Liebe. Allein in dieser Atmosphäre akzeptieren sie einsichtige und nachvollziehbare Begründungen. Damit aber wachsen auch Bereitschaft und Einsatz, Werte wie z.B. Beherrschung und Verzicht im Interesse der Verwirklichung von Liebe, Ehe, Familie und Treue zu investieren.

* Tief in der Seele unserer jungen Menschen wurzelt die Sehnsucht nach Liebe, Treue und Geborgenheit. Lassen wir sie doch spüren, wie unsere christlichen Werte Wahrheit und Weg zugleich sind. Zeigen wir ihnen doch, wie damit die Erfüllung ihrer Sehnsucht greifbar wird. Wir werden bei ihnen „offene Türen einrennen“. Und sie werden uns dankbar ihre Hochschätzung entgegenbringen, auch wenn wir (oder gerade weil wir) gegen den Zeitgeist sprechen. □

Jugend '97:
Was Teens und Twens bewegt
Auf die Frage: „Welches sind denn nach Deiner Meinung die Hauptprobleme der Jugendlichen heute?“ antworteten soviel Prozent der befragten Jugendlichen

Arbeitslosigkeit	45
Drogen	36
Familie, Freunde	32
Lehrstellenmangel	28
Schule, Ausbildung	27
Zukunftsangst	21
Gewalt, Kriminalität	20
Geld	19
Gesundheit	19
Freizeitgestaltung	17
Umweltprobleme	11
Unzufriedenheit, Lustlosigkeit	9
Fehler der Politik	9
Erwachsenwerden	7
Konsumdenken	7

Mehrfachnennungen; Umfrage bei 2.100 Jugendlichen im Alter von 12 bis 24 Jahren
Quelle: 12. Shell Jugendstudie
Institut der deutschen Wirtschaft Köln

Die Schätze der klassischen Liturgie neu entdecken

Joh. Paul II. „Überzeugen Sie Ihre Bischöfe!“

Von Robert Kramer

Im abschließenden Beitrag zum o.a. Thema geht der Verfasser von den Forderungen nach Abschaffung des Zölibats aus, wie dies vom Diözesanpastoralrat der Diözese Würzburg 1996 beschlossen und dem Diözesanbischof für seinen Pastoralplan empfohlen wurde. Der Autor sieht die Ursache für das fehlende Zölibatsverständnis im „erneuerten Gottesdienstverständnis“, das die Gemeinde als Trägerin der Liturgie und den Priester nur mehr als Beauftragten der Gottesdienstgemeinde sieht, weil sich das Empfinden für das Weihepriestertum verflüchtigt habe. In dieser „Neuerung“, die nicht der Absicht und dem Wortlaut des Konzils entspricht, sieht der Verfasser im Grunde das Wiederaufleben gnostischer Häresien, da in der Gnosis bereits ein solches Gemeindeverständnis praktiziert wurde. Maß- und normgebend kann aber nur der Stifterwille Jesu Christi sein, der nur die Apostel, nicht aber eine Gemeinde mit der Feier seines Gedächtnisopfers beauftragt hat. Von daher bezieht die Trennung zwischen Priester und Gläubigen ihren Sinn, wie er in vielfacher Weise in der klassischen Liturgie zum Ausdruck kommt.

Als Heft 15 des „Pastoralen Dialogs im Bistum Würzburg“ wurde 1996 ein Text „Zölibatsverpflichtung“ vom Diözesanpastoralrat beschlossen und dem Bischof als Empfehlung für den Pastoralplan übergeben, der ein bezeichnendes Licht auf das Verständnis engagierter Kreise des katholischen Kirchenvolkes des Priestertums, des Zölibats und der Liturgie wirft. Dort heißt es nämlich, daß das Thema „Zölibat“ jenes Anliegen war, „das von allen Eingaben am häufigsten vorgebracht wurde“ (S. 5). (Auch in den „Pastoralgesprächen“ anderer Diözesen dürfte es nicht viel anders gewesen sein.) Und weiter: „Der

Grundtenor war bei fast allen Stellungnahmen gleich: Die Zölibatsverpflichtung für Diözesanpriester soll aufgehoben werden, so daß auch Verheirateten der Zugang zum Priesterberuf möglich wird“ (ebd.).

Der Zölibat soll aufgehoben werden, damit Verheirateten der Zugang zum Priestertum möglich wird? Hinter einem solchen Anliegen kann sich Verschiedenes verbergen, z.B.: Uns ist es gleich, ob der Pfarrer verheiratet ist oder nicht! Oder: Uns würde es nicht stören, wenn Priester, die geheiratet haben, bei uns wirken! Oder: Es ist uns gleich, wer das Priesteramt ausübt; das können auch verheiratete Männer oder Frauen tun! Oder: Wir Laien wollen endlich auch als „Vorsteher“ die Eucharistiefeier leiten!

Wie kann es zu solchen Gedanken kommen? Vermutlich ist diese Forderung u.a. die logische Folge eines angeblich „erneuerten“ Gottesdienstverständnisses, das „die Gemeinde“ als „Trägerin der Liturgie“ versteht. Dann dauert es nicht mehr lange, bis der „Priester“, der der Gottesdienstgemeinde „vorsteht“, nicht mehr in seiner besonderen Sendung, sondern nur noch als Beauftragter der „Gemeinde“ angesehen wird. Und man kann - wie es schon die frühchristliche Häresie der Gnosis praktiziert hat - jeden beliebigen Gottesdienstteilnehmer als „Vorsteher“ oder „Vorsteherinnen“ (die Gnostiker entschieden dies durch Los bei jedem Gottesdienst neu) mit der „Gottesdienstleitung“ betrauen. Das Verständnis für die Besonderheit des Weihepriestertums, das

Das hohepriesterliche Gebet, Kilianschrein Würzburg, Heinrich Gerhard Bücker, 1987



Christus gerade im Zusammenhang mit der hl. Messe eingesetzt hat, hat sich damit verflüchtigt, und auch das Verständnis für den „Geist des Zölibats“, den Christus seiner Priesterschaft eingestiftet hat.

Auf den ersten Augenblick erscheint die „Würzburger Forderung“ vergleichsweise harmlos, wird ja nur die Aufhebung des Zölibats ange-mahnt, um Verheirateten den Zugang zum Priestertum zu ermöglichen. Daß diese Forderung vor allem erhoben wird, um auch Laien den Zugang zum „Amtlichen“ zu eröffnen, ist wohl das entscheidend Neue. Und dieses Neue konnte nur im Umkreis eines Liturgieverständnisses auftauchen, das sich vom Liturgieverständnis früherer Zeiten radikal unterscheidet.

Dieser entscheidende Unterschied dürfte wohl darin liegen, daß die frühere Liturgie eine Priesterliturgie war, während die neue Liturgie oft genug als Gemeindeliturgie verstanden wird. Doch was ist die Liturgie von ihrer Stiftung, von ihrem Ursprung her? Ein Blick in den Abendmahlssaal zeigt, daß Christus bei der Stiftung des hl. Meßopfers ausdrücklich und ausschließlich nur die Apostel bei sich hatte - nicht die Frauen; nicht seine Mutter; nicht die anderen Jünger oder Jüngerinnen. Allein den Aposteln übertrug Christus die Vollmacht, das zu vollziehen, was er vollzogen hatte: „Tut dies zu meinem Andenken!“

Nirgendwo können wir auch nur den leisesten Ansatz dafür entdecken, daß Christus dieses Meßopfer einer „Gemeinde“ oder „allen Getauften“ anvertraut hätte. So sehr es richtig ist, von einem „allgemeinen Priestertum“ zu sprechen: im Zusammenhang mit dem hl. Meßopfer sollte heute nicht so sehr vom „gemeinsamen Tun“, sondern weit mehr von den unterschiedlichen Gaben und Aufgaben gesprochen werden, die Christus seiner Kirche anvertraut hat.

Es hatte einen tiefen Sinn, daß der Priester beim hl. Meßopfer vom gläubigen Volk getrennt war und das ihm übertragene Opfer im Chorraum und nicht im Kirchenschiff vollzog.

Es hatte einen tiefen Sinn, daß dieses Opfer an einem erhöhten Ort (wie Christus auf Golgotha) und nach Osten (und damit vom Volk abgewandt) dargebracht wurde, um klar-

zustellen, daß es beim hl. Meßopfer zuerst um die Gott geschuldete Anbetung und Verherrlichung geht und erst dann um die Zuwendung der Erlösungsgnaden an die Menschen.

Es hatte einen tiefen Sinn, daß die Gottesdienstsprache beim hl. Meßopfer das Lateinische war, das nicht nur die Einheit der katholischen Kirche zum Ausdruck brachte, sondern auch durch alle die Jahrhunderte hindurch den überlieferten Glauben vor zeitbedingten „Anpassungen“ bewahren konnte.

Es hatte einen tiefen Sinn, daß der Priester nicht „Leiter“ einer religiösen Feier, sondern der aus dem Volk herausgehobene und ausgesonderte Opferpriester war, dessen Stellung in keiner Weise durch „Laiendienste“ - wenn auch nur scheinbar - relativiert wurde.

Es hatte einen tiefen Sinn, daß die Gläubigen nicht so sehr als „Mittwende“, sondern als „Mitbetende“ verstanden worden, die „mit Andacht“ und durch ein tief innerliches Herzensgebet dem Opfergeschehen verbunden sein sollten.

Es hatte schließlich einen tiefen Sinn, daß das „Amtliche“ des Priestertums klar von dem „allgemeinen Priestertum“ der Gläubigen unterschieden und herausgehoben war, so daß auch die Jungfräulichkeit und Zölibat als besondere und höher einzuschätzende Gnadengaben hoch in Ehren gehalten wurden. Es wäre im Bereich der alten Liturgie niemandem eingefallen, den Zugang zum „Amtlichen“ erzwingen zu wollen und ausgerechnet die Abschaffung des „Zölibats“ zu fordern - also gerade jener Gnadengabe, die Christus als neues und besonderes Geschenk seiner Kirche hinterlassen und dem neutestamentlichen Priestertum eingestiftet hat.

Die Hochschätzung der alten Liturgie würde sicher in unserer Kirche dazu führen, daß auch ein neues Verständnis für den priesterlichen Zölibat und für das „Amtliche“ in der Kirche eine Chance bekäme, wie es bei all jenen zu beobachten ist, die sich der alten Liturgie verbunden fühlen oder ihr durch Zufall wieder bzw. erstmals begegnen durften.

So heißt es z.B. in „Studien und Entwürfe zur Meßfeier - Texte der Studienkommission für die Meßliturgie und das Meßbuch (hrsg. von Eduard Nagel; Herder 1995): „Das aufgrund der Volk-Gottes-Theologie des 2. Vatikanischen Konzils gewandelte Liturgieverständnis verlangt die Teilnahme der versammelten Gemeinde an allen liturgischen Vollzügen; denn die ganze Gemeinde ist Trägerin der Liturgie“ (S.55).

Harald Schützeichel schreibt in „Die Feier des Gottesdienstes, Eine Einführung“ (Patmos 1996): „Jeder Mensch gewinnt mit der Taufe Anteil an der durch Christus vermittelten göttlichen Natur und damit auch Anteil am Lehr-, Priester- und Hirtenamt Christi. (...) Da nun das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen Wesensmerkmal der christlichen Gemeinden ist, bedarf es auch keiner »Priester« mehr, die eine Mittlerfunktion zwischen Gott und dem Volk übernehmen“ (S.21). □

Das Amtspriestertum ist vom gemeinsamen Priestertum dem Wesen nach verschieden, denn es verleiht eine heilige Vollmacht zum Dienst an den Gläubigen. Die geweihten Diener üben ihren Dienst an den Gläubigen. Die geweihten Diener üben ihren Dienst für das Volk Gottes aus durch Lehrtätigkeit (munus docendi), durch den Gottesdienst (munus liturgicum) und durch die pastorale Leitung (munus regendi).

Von Anfang an wurde das geweihte Amt in den drei Stufen der Bischöfe, Priester und Diakone übertragen und ausgeübt. Die durch die Weihe übertragenen Ämter sind für die organische Struktur der Kirche unersetzlich. Ohne den Bischof, die Presbyter und die Diakone kann man nicht von Kirche sprechen.

Qu.: *Kathechismus der Katholischen Kirche Ziff. 1592 und 1593, S. 429*

Die Religionsgesetzgebung in Rußland nach der Wende

- Die Versuche der Orthodoxen, andere Religionsgemeinschaften auszugrenzen-

Von Diethild Treffert

Die Verfasserin, anerkannte Expertin für die religiöse Situation in der ehemaligen Sowjetunion, stellt das spannungsgeladene Verhältnis der russisch-orthodoxen Kirchenführung zu den übrigen Religionsgemeinschaften dar. Es geht dabei vor allem um die russisch-orthodoxen Bestrebungen, das Religionsgesetz vom Oktober 1996 abzuändern, das allen Religionsgemeinschaften gleiche Wirkmöglichkeiten eingeräumt hatte, um der eigenen Kirche eine Sonderstellung zu verschaffen und den Einfluß der übrigen zu beschneiden. Dabei zielt die Stoßrichtung dieses Vorhabens in erster Linie auf die katholische Kirche.

In Rußland sind nach dem Religionsgesetz vom Oktober 1990 alle Religionsgemeinschaften frei und vor dem Gesetz gleich - vorläufig noch. Die Russische Orthodoxe Kirche (ROK), die größte Religionsgemeinschaft des Landes, ist vom Staat getrennt, nicht aber von der Gesellschaft, wie Patriarch Alexij II. von Moskau und ganz Rußland erklärt. Präsident Boris Jelzin stimmt dem zu.

Alle Religionsgemeinschaften sind frei und vor dem Gesetz gleich

Seit 1990 hat sich jedoch die Situation geändert. Die Freigabe des Wirkens aller religiösen Kräfte hatte zur Folge, daß unmittelbar nach Erlass des Religionsgesetzes alle möglichen Organisationen eine intensive, teilweise hektische Tätigkeit entfalteten. Denn das geistliche Vakuum, das der Kommunismus nach 70 Jahren hinterlassen hatte, ermutigte sie, eben diese aufzufüllen und nicht immer aus hehren Beweggründen. Amerikanische Sekten unterschiedlicher Couleur, indische Gurus, japanische Heilslehren überfluten das Land, und

die geistig ausgehungerten Menschen strömten ihnen zu. Mit ihren Dollar-millionen konnten sie Sportstadien und Sendezeiten in Rundfunk und Fernsehen mieten, Broschüren drucken und mit geschulten Propagandisten die ahnungslosen russischen Gottsucher bis zur Hysterie in ihren Bann ziehen. Die Psychiatrien füllten sich mit überspannten exaltierten Patienten, die nach solchen Versammlungen eingeliefert wurden, so daß die Ärzte Alarm schlugen.

Aber auch andere wahrten die neue Chance. Der Vatikan begann kirchliche Strukturen zu errichten, vorläufige noch, aber immerhin entstand ein gewisses Fundament, von dem aus die Pastoral aufgebaut werden kann. In Moskau residiert Erzbischof Tadeusz Kondrusiewicz als Apostolischer Administrator für den europäischen Teil Rußlands, in Nowosibirsk Bischof Joseph Werth SJ in der gleichen Eigenschaft für den asiatischen Teil des Landes. Ein Nuntius vertritt den Vatikanstaat ebenfalls in Moskau. Zur Zeit hat Erzbischof John Bukovsky den Posten inne. Er ist ein in den USA aufgewachsener Slowake, Kondrusiewicz ist polnischer Abstammung, in Weißrußland geboren, der Jesuit Werth ist Rußlanddeutscher.

Die Ausbreitung der Sekten auf russischem Gebiet beunruhigte die ROK verständlicherweise zutiefst. Zunächst wurde von ihr vorgeschlagen, das Religionsgesetz dahingehend zu ändern, daß Religionsgemeinschaften mit „Sitz im Ausland“ in Rußland verboten oder zumindest unter Kontrolle gestellt werden müßten. Davon wäre auch die katholische Kirche betroffen gewesen, aber das war nicht der Grund für das Fallenlassen dieser Version. Vielmehr stellte sich heraus daß auch in Rußland selbst Sekten entstanden, die sich als nicht weniger gefährlich erwiesen wie die der „Weißen Bruderschaft“ als

„Maira Dewi Christos“ (Maria Jungfrau Christos). Tausende Kinder und Jugendliche, entfremdete sie ihren Familien und nutzte sie kommerziell aus. Schließlich brachte sie im November 1993 ihre Anhänger dazu, sich in der Sophienkathedrale in Kiew „vor dem drohenden Weltuntergang“ zum kollektiven Selbstmord zu versammeln. Die Miliz verhinderte das im letzten Augenblick, übrigens vor laufenden Fernsehkameras. Satanisten machten durch Verbrechen auf sich aufmerksam, und jüngst entstand im Ural eine heidnische Sekte, die sogar offizielle Unterstützung der Kulturbehörden genießt.

Die Szenerie ist im Westen nicht unbekannt; auch in Westeuropa schlägt sich die Justiz mit religiösen Gruppen herum, deren Tätigkeiten eher kommerzieller Art sind und die ihre Anhänger in unzulässige Abhängigkeiten zwingen. Rußland steht praktisch vor dem gleichen Problem. Die „Weiße Bruderschaft“ konnte wegen ihrer strafbaren Handlungen verboten, „Maria Dewi Christos“ hinter Schloß und Riegel gebracht werden. Auch der Satanist Nikolaj Awerin, der Ostern 1993 drei Mönche in dem berühmten Kloster Optina Pustyna ermordete, konnte mühelos verurteilt werden, allerdings wurde er in eine Psychiatrie eingewiesen, wengleich die ROK beantragt hatte, einen Exorzismus an ihm vorzunehmen.

Solche Fälle sind jedenfalls ohne Schwierigkeiten der Staatsanwaltschaft zuzuweisen. Aber in anderen Fällen, wenn keine strafbaren Handlungen vorliegen, ist es nach dem geltenden Recht in Rußland genauso schwierig wie bei uns, die Missionierung von Sekten zu unterbinden, wenn sie damit volljährige Menschen in Abhängigkeit und psychische Krankheiten treiben.

Kanonisches Territorium der russisch-orthodoxen Kirche

Damit wollte und will sich die ROK nicht abfinden. Rußland wird von ihr als „kanonisches Territorium der orthodoxen Kirche“ verstanden, was Patriarch Alexij II. bei seinem Deutschlandbesuch im November 1995 unmißverständlich postulierte und dabei auf Anfrage auch das Baltikum einbezog, wengleich Litauen fast geschlossen katholisch, Lettland evangelisch und katholisch und auch Estland überwiegend protestantisch waren. Die Vermutung liegt nahe, daß es dabei um Fragen der Macht und der finanziellen Einkünfte geht. Wer der Einschätzung der ROK nicht folgt, macht sich des Proselytismus verdächtig, ein Vorwurf, den die ROK allgemein, der Patriarch aber speziell immer wieder gegen die katholische Kirche erhebt.

Am 14. Juli 1993 wurde im russischen Parlament ein neues Religionsgesetz mit 75 Prozent der Stimmen bei zwölf Prozent Gegenstimmen und einigen Enthaltungen angenommen. Es sollte das „Gesetz über die Gewissensfreiheit und die religiösen Gemeinschaften“ vom Oktober 1990 „ergänzen und verbessern“. Im entscheidenden Artikel 14 wurde u.a. bestimmt, daß „das Recht zur Aufnahme religiös-missionarischer, verlegerischer und propagandistischer Tätigkeit ... ausländischen religiösen Organisationen, ihren Vertretungen und Vertretern sowie Personen, die nicht die Staats-

Alexij II., Patriarch von Moskau und ganz Rußland, Oberhaupt der Russisch Orthodoxen Kirche.



bürgerschaft der Russischen Föderation besitzen, nicht gestattet“ (ist). Das Gesetz rief sofort internationale und auch innerrussische Proteste hervor. In Deutschland blieb es weitgehend unbeachtet, während der US-Kongreß es diskutierte und einige Abgeordnete an Präsident Jelzin die Bitte richteten, das Gesetz durch sein Veto aufzuhalten. In Großbritannien protestierte das Außenministerium. Als die Autorin im August 1993 Moskau besuchte, zeigten sich die dortigen Katholiken äußerst besorgt, so auch Erzbischof Kondrusiewicz, der versicherte, er habe sich ebenfalls schriftlich an Jelzin gewandt. Wenig später wurde in der vor allem auf die Widersprüche des Gesetzes zur Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und anderen internationalen Abkommen hingewiesen wurde, die Rußland unterzeichnet hat.

Die Anregung zu dem Gesetz war von Patriarch Alexij selbst ausgegangen. Er hatte sich schon im Dezember 1992 an den Vorsitzenden des Parlamentskomitees für Gewissensfreiheit, Erzpriester Wjatscheslaw Polosin, mit einem Brief gewandt, in dem es unter anderem hieß: „Das Eindringen ausländischer religiöser Organisationen in Rußland und die Ausbreitung ihrer Tätigkeit erlangt in der heutigen Zeit politische Bedeutung. Es ist ein Faktor, der Destabilisierung und beunruhigende Zustände in der Gesellschaft und im Land hervorruft.“ Aber wie schon aufgezeigt, ergriff der vorliegende Entwurf nicht das ganze Spektrum der Sekten in Rußland. Zudem hatte Jelzin seine Unterschrift verweigert, und er verweigerte sie auch einem zweiten Entwurf, der einige Zeit später vorgelegt wurde, aber die entscheidenden Passagen unverändert präsentierte.

Die geistige Situation wandelt sich nach dem etappenweisen und durchaus nicht vollständigen Zusammenbruch des Kommunismus in eine tiefgreifende Krise. Das war zu erwarten. Menschen, die drei Generationen lang den Atheismus eingehämmert bekamen, die mit schwülstigen Kindergartenliedchen gelernt hatten, Lenin und Stalin als „gütige Väter des Volkes“ zu preisen, die daran gewöhnt waren, daß „Andersdenkende“ als „Volksfeinde“ für zehn und mehr Jahre in Lager oder als „Verrückte“ in Psychiatrien gesperrt wurden, bei denen der Haß auf Amerika und alles

Westliche bis zur Hysterie gezüchtet wurde - bei diesen Menschen war nicht mit einem reibungslosen Übergang zu Freiheit und Demokratie zu rechnen. Und diese Demokratie präsentierte sich für den Durchschnittsrussen zunächst mit dem Abschaum, den die Liberalisierung einer Gesellschaft als Nebenprodukt hervorbringt: Mafia-Unwesen, Killerbanden, Rauschgift und allenfalls mit Fastfood, Pornographie, unerschwinglichen Preisen und „neuen Rechten“. Als dann noch Ende 1991 die Sowjetunion zerfiel und die Russen damit ihre Führungsrolle in dem gigantischen Reich verloren, als außerdem ihre Landleute in den plötzlich zum „nahegelegenen Ausland“ gewordenen ehemaligen Sowjetrepubliken mit Haß oft buchstäblich verfolgt und vertrieben wurden wie beispielsweise in Tschetschenien, war die Geburtsstunde eines neuen militanten Nationalismus abzusehen.

Die seltsamen Blüten des Nationalsozialismus

Dieser Nationalpatriotismus, wie das Phänomen genannt wird, treibt seltsame Blüten. Hitler, von dem die Russen mit Stolz berichten, daß sie ihn besiegt haben, ist plötzlich zum Vorbild einer Führungspersonlichkeit avanciert. Junge Männer mit stilisierten Hakenkreuzbinden über schwarzen Hemden schwören ihrem „Führer“ (manchmal wird das deutsche Wort gebraucht) ewige Treue. Besagter „Führer“ Alexander Barkaschow tritt auch als Hitler-Verschnitt auf, verpflichtet seine Anhänger auf einen „Ehrenkodex“, der mit scharfem Antisemitismus gegen alles Nichtslawische gerichtet ist und dessen Übertretungen gegebenenfalls mit standrechtlichem Erschießen zu ahnden sind. Im Ural feiert, wie erwähnt, das Heidentum der Altvorderen frohe Urständ. „Väterchen Stalins“ Regierungssystem wird als Ideal zur „Retzung Rußlands“ gepriesen. Die Kosakeneinheiten, die längst ihre Rechte wiedererlangt haben und sich auf mehrere Millionen Mitglieder stützen können, kämpfen für eine neue Monarchie unter dem letzten lebenden Romanow-Thronanwärter, dem fünfzehnjährigen Großfürst Georgij Michailowitsch, der im Westen erzogen worden ist. Aber wenn die

Atermene bei Kosakentreffen ihre Säbel ziehen, bringen sie ihr Hoch noch immer auf den 1918 ermordeten Zaren Nikolaus II. aus.

Ein Hauch Romantik, ein Hauch Nostalgie - nur wenige Russen können sich dem entziehen. Die junge Politikergeneration, die Jelzin nach seinen Krankheiten in die Regierung berufen hat, kann es. Anatolij Tschubajew und Boris Nemzow, die beide zu Ersten Stellvertretenden Ministerpräsidenten berufen wurden, sollen die nächste Etappe der Reformen durchsetzen und zwar gegen die kommunistisch und nationalpatriotisch dominierte Staatsduma (unserem Bundestag vergleichbar). Das Oberhaus, der Förderativrat (unserem Bundesrat vergleichbar), dürfte weniger Schwierigkeiten bereiten. Die Mitglieder, die Regierungschefs der selbständigen Republiken und Autonomen Gebiete (Regionen), wurden bisher vom Präsidenten ernannt und waren folglich eine Bastion der Regierung, die von der Duma beschlossenen Gesetze zu Fall bringen konnte. Vor etwa einem halben Jahr begannen erstmals Wahlen in den Regionen, die über den Vorsitz entschieden. In zahlreichen Regionen sind dabei Kommunisten oder Patrioten an die Spitze gewählt worden, im ganzen gesehen überwiegen aber noch immer die Jelzin-Anhänger. In konkreten Fällen ist jedoch der Ausgang einer Abstimmung ungewiß, denn die Wähler suchten ihre Regierungsvorsitzenden nicht nur nach ihrer Parteizugehörigkeit aus, sondern danach, wie sie im Senat die Belange ihrer Region vertreten würden, und diese Einstellung muß nicht unbedingt in jedem Fall mit der der Regierung zusammenfallen.

Neues Religionsgesetz und Patriotismus

Das gilt sicherlich für die nun wieder anstehende neue Religionsgesetzgebung. Mehr als je zuvor wird sie vom „Patriotismus“ beeinflusst, in dessen Horn der verbleibende Kommunismus bläst. Dieser entspricht nämlich längst nicht mehr den Postulaten des Staatsgründers; zudem ist er in Richtungskämpfen zersplittert und wird nur mühsam unter dem gemeinsamen Dach von Gennadij Sjuganow zusammengehalten. Die einzige von Lenins „Anweisungen zum Handeln“,

die von seinen heutigen Genossen noch befolgt wird, ist die des Pragmatismus. Die Kommunisten aller Richtungen passen sich den jeweiligen Zweckmäßigkeiten willig an. Und da die orthodoxe Kirche derzeit hoch im Kurs steht, wird sie von den Nachkommen der „kämpferischen Gottlosen“ hofiert und bereitwillig in ihren Bestrebungen unterstützt.

Diese Bestrebungen richten sich nach wie vor auf eine neue Religionsgesetzgebung, die ihrerseits aber die Sektengefahr etwas in den Hintergrund stellt. Denn die Zeiten haben sich in den letzten vier Jahren zugunsten der ROK verändert. Ihre Position ist weitgehend gefestigt. Sie konnte Verträge über Zusammenarbeit mit dem Innen- und Verteidigungsministerium abschließen; mit anderen Behörden sind Vereinbarungen getroffen oder eingeleitet. Ihr ist als einziger Religionsgemeinschaft Militärseelsorge erlaubt. Angriffe auf die Russische Kirche, ja auch nur Widerspruch, ist inopportun und unterbleibt weitgehend in den Medien. Von angemieteten Sportstadien und entsprechenden Massenveranstaltungen ist keine Rede mehr. Rundfunk und Fernsehen bringen höchstens noch kritische Sendungen zu Sekten.

Wenn sich also die Sektenproblematik sozusagen in einer gesunden Entwicklung zu einem peripheren Problem reduziert hat, wäre eine Veränderung des bestehenden Gesetzes wahrscheinlich keine Verbesserung, auf jeden Fall keine Notwendigkeit mehr.

Aber die Situation stellt sich derzeit anders dar. Die Stoßrichtung zielt in erster Linie auf die katholische Kirche, obwohl sie als eine verschwindend kleine Minderheit gegenüber der orthodoxen gelten muß. Laut Bekanntgabe des russischen Justizministeriums, das die Registrierungen (Zulassungen) der Religionsgemeinschaften vornimmt, waren am 1. Januar 1997 an russisch-Orthodoxen Vereinigungen (Pfarreien, Klöster und andere kirchliche Einrichtungen) 8002 registriert, an entsprechenden katholischen waren es 206. Zum Vergleich: Die Evangeliumschröten-Baptisten besitzen 717 Einrichtungen, die Adventisten 271, die Lutheraner 159, die Juden 85, die Buddhisten 149, der Islam bringt es auf 2738 religiöse Organe. Insgesamt waren zu diesem Zeitpunkt 14688 derartige zugelasse-

ne Zentren beim Justizministerium registriert.

Die Stoßrichtung zielt auf die katholische Kirche

Die ständigen Klagen des Patriarchen über das Abwerben von Russen zur katholischen Kirche durch katholische Priester entbehrt also ganz real eigentlich jeder Grundlage. Zudem sind bereits am 1. Juni 1992 vom Vatikan Richtlinien für die Evangelisierung und das ökumenische Verhalten speziell für Rußland und die anderen Länder der GUS erlassen worden, in denen es unter anderem heißt: „Unter voller Achtung der Religionsfreiheit... sollen die Bischöfe und Priester sehr sorgfältig die Beweggründe derer, die der katholischen Kirche beitreten wollen, abwägen und sie auch dazu bringen, sich ihrer Verpflichtungen gegenüber ihrer Ursprungsgemeinschaft bewußt zu werden.“ Aber derartige Anweisungen, die sehr wohl in Moskau bekannt sind, finden dort kaum Beachtung, zu schweigen von der Enzyklika „Ut unum sint“, in der Papst Johannes Paul II. sich in besonderem Maße der Orthodoxie zuwendet.

In der neuen Religionsgesetzgebung, die derzeit heftig umstritten ist, spielt weniger der „Sitz im Ausland“ bei einer Religionsgemeinschaft die entscheidende Rolle als vielmehr ihre „Traditionalität in Rußland“. Letzterer Begriff ist bisher allerdings noch nicht geklärt worden. Alexander Lebed, der wenige Monate amtierende Sicherheitschef, erklärte kürzlich, dazu könnten nur die ROK, der Buddhismus und der Islam gerechnet werden. Andere Stimmen beziehen auch den Judentum ein. Wann die „Tradition“ in Rußland beginnt, ist ebenfalls offen. Da die Jesuiten beispielsweise schon von Zar Iwan IV., dem „Schrecklichen“, Mitte des 16. Jahrhunderts ins Land gerufen wurden, wird man ihnen wohl kaum eine gewisse traditionelle Anwesenheit in Rußland absprechen können. Aber das beharrliche Offenlassen der Definition muß zur Vorsicht mahnen. Im Augenblick benötigt die ROK die finanziellen Zuwendungen durch die westlichen Kirchen und wird nicht geneigt sein, sie aus ihrem Land auszuschließen. Als 1994 in der russisch-orthodoxen Bischofssynode darüber abge-

stimmt wurde, ob die Kirche aus dem Weltrat der Kirchen austreten solle, ergab sich zunächst eine Mehrheit für diesen Austritt. Erst als Patriarch Alexij II. klarmachte, was für finanzielle Einbußen das bedeuten würde, kam es zur entgegengesetzten Entscheidung. Aber mit wachsender Finanzkraft der ROK kann sich diese Einstellung ändern.

Der letzte Entwurf eines neuen Religionsgesetzes wurde in der Duma am 26. Dezember 1996 angenommen. Aber schon auf der Sitzung des Runden Tisches am 27. Dezember wurden Verbesserungen der Fassung gefordert. An dem Runden Tisch nahmen unter anderen Vertreter des Duma-Ausschusses für Menschenrechte und des Rates für das Zusammenwirken mit den religiösen Vereinigungen beim russischen Präsidenten sowie Mitglieder der Arbeitsgruppe für die religiöse Gesetzgebung teil. Die neuen Forderungen laufen auf eine Sonderstellung der ROK hinaus, die durch das neue Gesetz juristisch fixiert werden soll. „Die Bedeutung dieses Gesetzes liegt in der Wasserscheide zwischen den traditionell in Rußland existierenden und den andern religiösen Vereinigungen,“ erklärte A. Loginow, Leiter der Präsidialverwaltung für das Zusammenwirken mit den politischen Parteien und den gesellschaftlichen und religiösen Vereinigungen. „Das würde uns erlauben“, fährt er fort, „durch eine Reihe von Regierungsakten und Richtsätzen eine konsequente Position einzunehmen, die das Recht der Russischen Orthodoxen Kirche in erster Linie verteidigt.“ (zitiert nach Natalja Babasjan „Kampf für den »traditionellen Status« und seine Motive“, in „Russkaja Mysl“ vom 31.1.97)

Der Kampf um die Religionsgesetzgebung ist noch nicht entschieden. Er wird auf verschiedenen Ebenen, teilweise erbittert geführt. Das „Gesellschaftliche Komitee zum Schutz der Gewissensfreiheit“ unter dem orthodoxen Priester und früheren Gewissensgefangenen Gleb Jakunin trägt den Streit um die religiösen Freiheiten in Rußland vor Gericht aus. Verklagt ist Erzpriester Alexander Dworkin, Leiter des Informations- und Beratungszentrums im Moskauer Patriarchat, wegen seiner Broschüre „Zehn Fragen an die lästigen Fremden oder Lehrbuch für die, die nicht angeworben werden

wollen“. Der Inhalt richtet sich gegen die sogenannten „totalitären Sekten“. Dabei warf er allerdings Baptisten und andere evangelikale Gemeinschaften mit der japanischen Aum-Sekte in einen Topf. Es wird also auf allen Seiten mit harten Bandagen gekämpft, und diese Auseinandersetzungen finden reichen Niederschlag in den Medien. Religion ist in Rußland, anders als bei uns, ein „In-Thema“. Angemerkt sei noch, daß über Jakunin bei der jüngsten Bischofssynode das Anathema verhängt wurde, freilich mit anderer Begründung als seiner Klage gegen Dworkin.

In einer solchen Phase ist Toleranz kaum zu erwarten, eher diplomatisches Hinauszögern irgendwelcher Entscheidungen. Die Katholische Kirche hat bisher ihre Position behalten, ja sogar nach Versicherungen der beiden Bischöfe, festigen können. Die ökumenischen Beziehungen seien verbessert, erklären beide unabhängig voneinander. Das gilt jedoch eher für die Kirchenleitung als für die Bevölkerung, die sich immer mehr dem Patriotismus hingibt. Schließlich kann

Vater Alexander Men', geb. 21.1.1935, ein Mann jüdischer Herkunft, der zunächst Biologie studierte und dann ein russisch-orthodoxer Priester mit außerordentlicher Ausstrahlung wurde. Am 9. September 1990 wurde er auf dem Weg zum Gottesdienst mit einem Beil erschlagen.



das Patriarchat diese Entwicklung nicht ignorieren. Aber es sollte auch jenen Kreisen Beachtung schenken, die zu einer echten Ökumene mit der katholischen „Schwesterkirche“ bereit sind. Und auch diese sind nicht eben klein, nur zurückhaltender in ihren Äußerungen, während ihre Gegner sie lauthals öffentlich angreifen.

Den größten diesbezüglichen Einfluß hatte und hat posthum noch immer Erzpriester Alexander Men. Er wurde am 9. September 1990 auf dem Weg zum Sonntagsgottesdienst mit einem Beil erschlagen. Der Mord ist noch immer unaufgeklärt. Vater Alexander setzte sich, ohne von den Überzeugungen seiner Kirche abzuweichen, stets für größte religiöse Toleranz ein und wies in seinen zahlreichen Schriften auf die Gemeinsamkeiten mit der „Römischen Kirche“ hin. Sein Vermächtnis wirkt weiter, es zieht immer größere Kreise. Ebenfalls großen positiven Einfluß auf die ökumenische Entwicklung in Rußland hat Pater Werenfried van Straaten. Neben vielen anderen Initiativen hat er mit Hilfe seiner Hilfsorganisation „Kirche in Not“ den gemeinsamen orthodox-katholischen Rundfunksender „Kirchlich-gesellschaftlicher Kanal“ gegründet und unterhält ihn. Er sendet von morgens 7 Uhr bis Mitternacht, ist leider nur in Moskau und dem Moskauer Umland zu empfangen. Er ist geteilt in „Radio Sofija“ (orthodox) und „Blagowest“ (Die gute Botschaft - katholisch). Alle Sendungen sind professionell gemacht, die Hörer können sich telefonisch ins Studio einschalten, Diskussionen entstehen und die Popularität des Senders wächst ständig. Allerdings sind die mitwirkenden orthodoxen Priester heftigen Anfeindungen ausgesetzt. Vorläufig hält der Patriarch noch seine schützende Hand über sie.

Rußland steht wieder einmal an einer Wende. In diesem Land folgt eine „Perestrojka“ (Umbau) auf die andere, und in welcher Fassung es sich schließlich festigen wird, ist nicht vorhersagbar. Wichtig ist dabei für die christlichen Kirchen des Westens, jene schwierige Balance zwischen Mitgefühl und Hilfsbereitschaft einerseits und der Verantwortung für den Erhalt der eigenen Glaubensgemeinschaft, die ungestörte Entwicklung der neuen Kirchenstrukturen und last but not least für das Wohlergehen der eigenen Gläubigen zu halten. □

Kirche und Staat in der Slowakei

Von Dr. Stefan Mordell

Die Slowakei ist für viele Westeuropäer ein weithin unbekanntes Land. Auch seit der Wende von 1989 ziehen die Touristenströme nach Ungarn, nach Tschechien und Polen an der Slowakei vorbei. Die Trennung aus dem tschechisch-slowakischen Staatsverband rief nur kurzfristige Schlagzeilen hervor. Danach verschwand das Land wieder in der Nichtbeachtung. Zuwenig ist bekannt, was sich hinter den Kulissen tut: Der Umgang der Postkommunisten mit der Macht, zu dem auch das Niederkommen der demokratischen Opposition und die Verhinderung einer Volksabstimmung bei so wichtigen Fragen wie der Loslösung aus dem früheren Staatsverband gehört, das Anheizen eines nicht unbedenklichen Nationalismus, das Verhältnis des Episkopats zur Staatsführung. Der Verfasser Priester und Pfarrer in Dolny Smokovec ist ein engagierter Beobachter der Vorgänge in seinem Heimatland.

Nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems im November 1989 sind sehr schnell neue Staaten entstanden. So taucht auch die Slowakei nach der Spaltung der Tschechoslowakei am ersten Januar 1993 auf der europäischen Karte als selbständiger Staat auf. Für viele war dieses Ereignis ein großer Tag und der Neuanfang zur Realisierung der slowakischen Identität. Andererseits haben aber manche Leute diese Ereignisse mit innerer Unruhe verfolgt, weil sie damit nicht einverstanden waren. Für sie war die Teilung der CSFR mit der Gefahr der Destabilisierung verbunden. Vor den Wahlen hatte nur eine Partei in ihrem Wahlprogramm die Absicht, einen selbständigen slowakischen Staat zu gründen. Sie bekam aber nicht viel Stimmen. Die Regierungsparteien haben nach der Wahl 1992 sehr schnell die Schaffung der selbständigen Slowa-

kei zum eigenen Programm gemacht. Diese Teilung ging zu schnell, und es gab keine Volksabstimmung über die Trennung. Das war ein großer Fehler. Die christlichen Demokraten haben sich gegen die Teilung der CSFR gestellt. Die Christlichdemokratische Bewegung/KDH unter der Führung von Dr. Carnogursky hat bei den Wahlen 1992 nur eine geringe Unterstützung nämlich etwa 10 % von den Christen, die in der Slowakei rd. 70 % ausmachen, bekommen. Später bei der öffentlichen Abstimmung über die Teilung des Staates im Parlament, die vom Fernsehen übertragen wurde, haben sich die Abgeordneten der KDH gegen die Teilung des Staates geäußert. Nach dieser Abstimmung wurden diese Menschen durch die Propaganda als Feinde der Slowakei hingestellt. Man muß noch hinzufügen, daß bei den letzten Wahlen solche Parteien gewonnen haben, die von ehemaligen Kommunisten gegründet wurden. Mit ihrer mächtigen Propaganda beeinflussen sie viele Leute, so daß sie von ihnen gewählt und unterstützt wurden.

Zu dieser Zeit schauten manche Leute mit Nostalgie auf die Vergangenheit, nach der Sicherheit des Kommunismus, als zwar geringe, aber doch bestimmte Sicherheiten vorhanden waren: Arbeit, Brot, Wohnung. Diese Sicherheit ging nach der Wende verloren. Eine Vision von Freiheit und wirklicher Demokratie half den Menschen nicht zur Orientierung, da die Zukunft so unsicher erschien. Man muß auch sagen, daß ein ziemlich großer Unterschied zwischen der tschechischen und der slowakischen föderativen Republik bezüglich der Arbeitslosigkeit bestand. Die starke Waffenindustrie in der Slowakei wurde nach der Wende 1989 gestoppt, viele Menschen verloren ihre Arbeit. Dies führte zu negativen Emotionen bei der Bevölkerung, einerseits gegen

die Tschechen und andererseits gegen die christlichen Demokraten, die bis 1992 an der Regierung waren. Deswegen erhielten diese auch so geringe Unterstützung bei den Wahlen.

Die andere Sache, die tief in die Gesellschaft eingegriffen hat, waren nationalistische Tendenzen. Besonders bei den älteren Menschen ist noch die Existenz des slowakischen Staates während des II. Weltkrieges unter dem Schutz des deutschen Nationalsozialismus und des Dritten Reiches in guter Erinnerung. An der Spitze des slowakischen Staates stand ein katholischer Priester Dr. Josef Tiso. Für viele Slowaken gilt dieser Staat als Ideal, und viele sind überzeugt, daß auch die Kirche diesen Staat unterstützt hat, da ein katholischer Priester Staatspräsident war. Die weiteren Vorkommnisse, z.B. daß die Juden verfolgt wurden oder daß dieser Staat totalitär war, daß Hitler auch die Kirche verfolgt hat, das alles nahmen diese Menschen nicht wahr. Dieses Denken und diese Orientierung war aber ein fruchtbarer Boden für nationalistische Tendenzen und Ideen, die besonders die Kommunisten für ihre Zwecke gut ausgenutzt haben.

Man muß bedauern, daß die Christen diese Geister nicht unterscheiden konnten. Aber viele von ihnen stimmten dem allem zu. Leider geht es in diesem Sinne nicht nur um einfache Gläubige, sondern auch um einige kirchliche Vorsteher. Es fällt mit sehr schwer, über die Einzelheiten zu schreiben. Vielleicht hat der Leser noch andere Möglichkeiten und Quellen, Nachrichten über die Slowakei zu lesen. Nur im Allgemeinen kann man sagen, daß die slowakische Bevölkerung immer mehr und immer tiefer und zwar auf allen Ebenen polarisiert wird.

Manchmal stelle ich mir selbst die Frage, wie es möglich ist, daß wir heutige Christen nicht mehr - wie die

ersten Christen - imstande sind, „ein Herz und eine Gesinnung“ zu haben. Vielleicht deswegen, weil die ersten Christen durch eine große Hingabe zu Christus gebunden waren und alle anderen Dinge dieser Hingabe untergeordnet waren. Die slowakischen Christen sind jetzt geteilt, und eine Gruppierung wirft der anderen vor, daß sie keine guten Slowaken seien, oder daß sie den slowakischen Staat nicht genug liebten. Aber die Liebe zum eigenen Staat kann nicht alle vereinen, besonders dann, wenn es in diesem Staat auch um die Ideologisierung der Gesellschaft, um Ungerechtigkeit oder sogar um Missetaten geht. Man hat den Eindruck, daß solche nationalistische Tendenzen in der Gesellschaft alle anderen Fragen, auch im Bereich der Religion, dominieren. Wie kann man verstehen, wenn ein hochgestellter Mann in der Kirche öffentlich im Fernsehen sagt, daß Demokratie darin bestehe, daß die, die Wahlen gewonnen hätten, regieren sollten, und die anderen gehorchen sollten, aber kein Wort über Gerechtigkeit, Wahrheit oder Verantwortlichkeit gesagt wird. Im Gegenteil, wahr und gerecht ist das, was die sagen, die die Macht besitzen. Man kann sich dann nicht wundern, wenn die Kluft zwischen den Parteien und den Leuten immer breiter wird. Die Propaganda ist so mächtig, daß viele Menschen tief desorientiert sind. Eine große Rolle spielt auch die Tatsache, daß viele nach der Wende im Jahr 1989 ihre Mäntelchen sehr geschickt gewendet haben.

Sehr oft hört man, die Kirche solle sich nicht in die Politik einmischen. Das betont man dann, wenn Kritik geübt wird. Wenn aber zu den Machthabern ein Jawort gesagt wird, dann ist es in Ordnung. Auch auf dieser Ebene spürt man, wie die, welche jetzt die Macht haben, die Kirche teilen wollen im Sinne des altrömischen „divide et impera“ (teile und herrsche). „Einige kirchliche Würdenträger sind die Guten, sind die Unsrigen“. Sie werden gelobt. Die anderen sind die Feinde und werden verspottet. Ein Beispiel: Als der Vorsitzende der Bischofskonferenz R. Balaz eine Erklärung veröffentlichte, daß die Bischöfe Vertrauen zum Staatspräsidenten haben, und, daß die Angriffe gegen ihn aufhören und die Regierung mit ihm zusammenarbeiten sollte, wurde der Bischof sofort als schlecht

bezeichnet. Gleich danach wurde ein großer Artikel in der Regierungszeitung veröffentlicht, daß dieser Bischof ein Freimaurer sei. Es gibt eine erbarmungslose Diffamierung solcher Persönlichkeiten, die gegenüber der Regierung kritisch sind. Solche Tendenzen teilen die ganze Gesellschaft immer weiter und tiefer.

Es ist eine Frage, wie weit Christen, die in der Kirche mitarbeiten, schweigen dürfen, damit sie nicht ihr eigenes Gesicht verlieren. Wie weit geht ihre Pflicht, Gewissen der Gesellschaft zu sein? Müssen die Christen in der modernen Gesellschaft die Aufgabe des Gewissens übernehmen? Im Sinne der Konstitution des II. Vatikanums „Gaudium et spes“ und päpstlicher Dokumente wie z.B. *Christifideles laici* muß man auf diese Fragen einfach mit „ja“ antworten. Die Christen sind im Grunde verpflichtet, die Gerechtigkeit und Wahrheit, die Freiheit und Solidarität zu schützen.

Wie sehe ich die Zukunft? Die Slowakei muß in erster Linie einen Rechtsstaat aufbauen. Sie muß zuerst eine wirkliche Demokratie erlernen, das heißt, genaue und strenge Teilung der Macht. Diese Macht muß geteilt werden, wie es in der Demokratie üblich ist. Die Slowakei mit einem totalitären Regime hat keine Zukunft, weil sie nicht imstande ist. In diesem

Fall eigene Unabhängigkeit und Freiheit zu bewahren. Wenn ein potentieller Diktator die Gesellschaft beherrschen und die Macht nur für sich selbst behalten wollte, ist es nur dann möglich, wenn er sich unter die Flügel eines noch größeren Diktators stellt. Darum ist es zu dieser Zeit so mühevoll für die Slowakei, sich in europäische Strukturen einzugliedern.

Bin ich Optimist oder Pessimist? Welche Seite der Slowakei wird siegen? Einerseits bin ich sicher, daß ein idealer Staat eine Utopie ist. Andererseits muß man sich belehren lassen, weil „die Geschichte Lehrmeisterin des Lebens ist“. Deswegen dürfen die Humanität, Gerechtigkeit, Freiheit, welche die menschliche Würde respektieren, Solidarität und alles, was das Leben menschlich und würdig macht, nicht nur eine Utopie sein. Darum, wenn auch die Demokratie nicht das Idealste ist, ist es gegenwärtig das Beste, was wir kennen. Deswegen kein Totalitarismus, keine Diktatur, wenn sie auch schöne Parolen proklamieren können. Zwei schreckliche totalitäre Ideologien, Faschismus und Kommunismus, und nachträglich auch rücksichtslose Regime, die in diesem Jahrhundert so viel Bosheit auf die Welt brachten, sind genügend Beispiele, daß niemand solche Fragen gleichgültig sein dürfen. □

Das Zipser Kapitel, die Kathedrale vom Heiligen Martin, An diesem historisch bedeutsamen Ort der Slowakei werden Theologiestudenten von drei Diözesen auf das Priestertum vorbereitet.



Der Widerstand der katholischen Kirche gegen den Nationalsozialismus

Von P. Anselm Reichhold

Gegen Legenden wie Hochhuths „Stellvertreter“ und ähnliche Elaborate, die allenfalls künstlerische Freiheit, aber keinesfalls die Wahrheit für sich in Anspruch nehmen können, haben manchmal seriöse Zeitzeugen und einwandfreie Dokumente einen schweren Stand. Dies um so mehr, wenn diese Legenden von antikirchlichen Medien immer neu aufgewärmt und kolportiert werden. Um so verdienstvoller ist es, daß Pater Anselm Reichhold OSB von Kloster Scheyern die wichtigsten Belege für jeden, der im Widerstreit der Meinungen Wahrheit und Orientierung sucht, in diesem Beitrag zusammengestellt hat. Die umfassendere Dokumentation findet sich in seinem im EOS-Verlag, St Ottilien, erschienenen Werk mit gleichem Titel.

Immer wieder, wenn über die Zeit des Nationalsozialismus diskutiert wird, taucht auch der Vorwurf auf, daß sich der Papst und die Bischöfe durch „Schweigen“ mitschuldig gemacht hätten. Großes Aufsehen erregte insbesondere das Schauspiel „Der Stellvertreter“, in dem der Verfasser Hochhuth Papst Pius XII. Mitschuld an der Ermordung der Juden zuschob, weil er „geschwiegen“ hätte. Kein geringerer als der jüdische Historiker Pinchas Lapide hat gegen diese Verdrehung der Wahrheit protestiert: „Die katholische Kirche ermöglichte unter dem Pontifikat von Pius XII. die Rettung von 700 000, wahrscheinlich sogar 860 000 Juden vor dem gewissen Tod von den Händen der Nationalsozialisten... Diese Zahlen übersteigen bei weitem die der von allen anderen kirchlichen Gemeinschaften, religiösen Einrichtungen und Hilfsorganisationen zusammengenommen...“ (Konrad Löw, Die kath. Kirche und das NS-Regime, 1991)

Für die nachkommende Generation ist es begreiflicherweise schwie-

rig, sich in die völlig anders geartete Lage der damaligen Zeit hineinzu-denken. Gerade darum ist es wichtig, diejenigen Menschen, die alles hautnah miterlebt haben, selber zu Wort kommen zu lassen. - Ein solcher unverdächtig Zeuge ist sicher der ehemalige Münchener Weihbischof Johannes Neuhäusler. Er war 3 1/2 Jahre im KZ Dachau inhaftiert. Neuhäusler darf schon deshalb als berufener Zeuge gelten, weil er maßgebend beteiligt war am Protest des Auslands gegen das Regime. 1940 erschien in London ein umfangreiches Buch mit dem Titel „The persecution of the Catholic Church in the Third Reich“, - „Die Verfolgung der Katholischen Kirche im Dritten Reich“. Das Material dazu hatte zum größten Teil Johannes Neuhäusler gesammelt und dem bayerischen Botschafter beim Vatikan, Josef Müller, auch „Ochsensepp“ genannt, übergeben, der es nach England lieferte.

Johannes Neuhäusler hat bereits 1946 ein Buch von etwa 800 Seiten geschrieben „Kreuz und Hakenkreuz“. Im ersten Teil schildert er den „Kampf des Nationalsozialismus gegen die katholische Kirche“ und im zweiten Teil den „Widerstand der katholischen Kirche gegen den Nationalsozialismus“ (abgek. Neuhäusler).- Er schreibt dazu:

„Über alldem merkte ich nach Gesprächen mit Laien aller Kreise, daß die meisten keine Ahnung hatten von der Schwere, dem Umfang, der Hinterlist, der Systematik und Zielstrebigkeit des Kampfes vom Anfang bis zum Ende. - Man ging oder ist daran, gelegentliche, anerkennende Äusserungen, vereinzelte zeitnotwendige Zugeständnisse, Erfüllung bloßer Anstandspflichten zu sammeln und daraus kirchlichen Persönlichkeiten einen Strick zu drehen. Man übersieht aber dabei die feste grundsätzlich ablehnende Haltung, die in Hunderten

von Dokumenten zum Ausdruck kommt.“ (Neuhäusler 1,9).

An diesen Feststellungen des Widerstandskämpfers Neuhäusler hat sich heute, nach 50 Jahren, nicht viel geändert. Seine Darlegungen in seinem Buch „Kreuz und Hakenkreuz“ haben auch heute noch Gültigkeit. Die Dokumente sind in der Zwischenzeit erheblich erweitert und bestätigt, vor allem durch die „Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte“, die über hundert Bände enthält. Darunter sind unter anderen die Akten der deutschen Bischöfe; weiterhin die „Berichte des SD und der Gestapo“; und „Priester unter Hitlers Terror“. Sehr aufschlußreich ist auch die Sammlung „Ursachen und Folgen, Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart“, 25 Bände (Ursachen).

Geschlossene Einheit im Episkopat, trotz Meinungsverschiedenheiten

Sehr treffend heißt es in „Ursachen und Folgen“ (Ursachen, IX, 186): „Die geschlossene Einheit der katholischen Kirche gegenüber dem nationalsozialistischen Regime blieb trotz Meinungsverschiedenheiten im Episkopat bewahrt ... Nach wie vor griff der Heilige Stuhl durch zahlreiche Noten in die Auseinandersetzungen ein. Er unterstützte offen die von den Bischöfen vorgebrachten Beschwerden und griff den erzieherischen Totalitätsanspruch der NSDAP an ... Die Enzyklika »Mit brennender Sorge« (21. März 1937) bedeutete den Ausbruch des offenen Kampfes. Sie kritisierte scharf die Praktiken des Nationalsozialismus und ermunterte die Gläubigen zum Widerstand gegen den Staat und seine neuheidnischen Irrlehren ...“

Bezeichnend ist auch das Urteil des

„Sicherheitsdienstes“ über das Wirken der katholischen Kirche: „Die deutschen katholischen Bischöfe haben schon vor Jahren einmütig den Nationalsozialismus ... abgelehnt und verurteilt. Diese Verurteilung bleibt auch nach der politischen Neuordnung aufrecht. Der Widerspruch gruppiert sich im wesentlichen um den Rassegedanken und die Staatsauffassung ... Katholische Geistliche, die sich voll und ganz zum Nationalsozialismus bekennen, sind äußerst gering an Zahl. ..“ (SD , 96 ff)

Konkordat - stärkste Waffe des Widerstands

Im Juli 1933 wurde auf das Angebot Hitlers hin ein Konkordat abgeschlossen „zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Deutschen Reiche“. Hitler erhoffte sich dadurch einen Prestigegewinn. Es hat sich aber für ihn im-

Joseph Teusch, seinerzeit Jugendpräses in Köln, später Prälat und Bischofvikar, brachte als Leiter einer bischöflichen Abwehrstelle noch nach der „Machtübernahme“ viele Broschüren zur Widerlegung des NS-Weltanschauung mit ihrem Rasse-Mythos heraus; sie wurden von Helfern millionenfach verbreitet. So 1934 der sog. „Anti-Mythus“ gegen den NS-Chef-Ideologen Alfred Rosenberg (ca. 1 Million in Kurzfassung) und 1936 die „Katechismuswahrheiten“ (ca. 6 Millionen)



mer mehr als eine Fessel und als die stärkste Waffe des Widerstandes herausgestellt. Dies zeigte sich besonders 1940/41 in den sogenannten „konkordatsfreien Räumen“, im Warthegau, in Luxemburg und Elsaß-Lothringen, wo Bormann sofort einen Vernichtungsschlag gegen die katholische Kirche entfachen konnte.

Formen des Widerstandes

Das Konkordat hat auch die Formen des Widerstandes geprägt. Die Proteste mußten überzeugend darlegen, daß die Unrechtshandlungen des Gegners einen Bruch des Konkordates darstellten oder mit den allgemein gültigen Menschenrechten nicht übereinstimmten.

Jeder Protest, ob mündlich oder schriftlich, mußte - um überhaupt Erfolg zu haben - berücksichtigen, daß Hitler „legal“, nach demokratischen Wahlen, an die Macht gekommen war. Im Verhältnis von Kirche und Staat mußten daher die gleichen Maßstäbe gelten, wie sie auch sonst nach der christlichen Moral Gültigkeit haben. Sie finden sich zum Beispiel niedergelegt in der Denkschrift des Episkopats an Hitler vom 20. Aug. 1935: „Wir sind nach dem 4. Gebot zum Gehorsam gegen die staatliche Obrigkeit verpflichtet. Es gibt aber ein objektives, ewiges, göttliches Sittengesetz, das die Gewissen der Katholiken bindet; und wo eine solche Bindung der Gewissen vorliegt, müssen wir die Diktatur über die Gewissen ablehnen ...“

Bereits vor dem Umbruch im Jahre 1933 hatten die deutschen Bischöfe - trotz der bestehenden großen Arbeitslosigkeit - eindringlich vor Hitler gewarnt vor allem wegen der „Rassenlehre“ und „Staatsauffassung“. Der Erfolg war, daß bei der entscheidenden Wahl vom 5. März 1933 - im ganzen Reichsgebiet - nur etwa 28 % der Katholiken Hitler gewählt haben. (J. Falter, Hitlers Wahlen)

In der ersten Regierungserklärung, am 23. März 1933, versprach Hitler feierlich, sich an die abgeschlossenen Verträge zu halten. Um dem Gegner keinen billigen Vorwand für scharfe Maßnahmen zu liefern, glaubten die Bischöfe die dargebotene Hand nicht völlig zurückschlagen zu dürfen. In der Kundgebung der Fuldaer Bischofskonferenz vom 28. März 1933

sagten sie daher: „Die Oberhirten der Diözesen Deutschlands haben ... in ihrer pflichtgemäßen Sorge für die Reinerhaltung des katholischen Glaubens ... in den letzten Jahren gegenüber der nationalsozialistischen Bewegung eine ablehnende Haltung durch Verbote und Warnungen eingenommen, die solange und insoweit in Geltung bleiben sollten, wie diese Gründe fortbestehen.“ (Bischöfe I, 48).

Einen gewissen Abschluß des Jahres 1933 bildeten die Adventspredigten von Kardinal Faulhaber „Judentum - Christentum - Germanentum“, in denen er die Bedeutung des Judentums für das Christentum und Germanentum herausstellte. Sie machten ihn mit einem Schlage zu einem der von den Nazis am meisten gehaßten Leute. Dies wurde ihm deutlich vor Augen geführt durch das auf ihn versuchte Attentat am 27. Jan. 1934 (Ursachen, IX, 600).

Im Hirtenbrief des deutschen Episkopats vom 20. Aug. 1935 ist bereits die Rede von offener Verfolgung: „Stehet fest im Glauben! Die Zahl der Feinde des christlichen Glaubens und der katholischen Kirche ist Legion geworden; darin stimmen sie alle überein, daß ihr Vernichtungskampf in erster Linie sich gegen Rom und den römisch-katholischen Glauben richtet ...“ (Bischöfe II, 331).

Am 31. Oktober 1936 mußten die bayerischen Bischöfe energischen Protest bei verschiedenen Regierungsstellen einlegen wegen der Beseitigung von 1200 Ordensfrauen aus den Volksschulen - freilich ohne Erfolg, obwohl es gerade deswegen viele Szenen der Empörung innerhalb der Bevölkerung gab (Neuhäusler II, 102 ff.). Diese und ähnliche Vorfälle im ganzen Reichsgebiet veranlaßten den deutschen Episkopat zu einer Denkschrift an Hitler am 20. Aug. 1935, in der alle Anklagepunkte gegen die Machenschaften der Nazis zusammengefaßt waren.

Als Antwort darauf erging an Faulhaber eine Einladung zu einer Besprechung am 4. November 1936 auf dem Obersalzberg. Dabei kam Hitler „wiederholt und einmal mit erhöhter Stimme auf den Kampf der Kirche gegen die Rassengesetzgebung des Dritten Reiches zu sprechen“. Faulhaber antwortete darauf: „Für uns gibt es in dieser Frage nicht taktische, sondern dogmatisch sittliche Erwägungen.“ Deshalb endete die Besprechung auch

ohne Ergebnis (Faulhaber II, 184).

Enzyklika „Mit brennender Sorge“, 21. März 1937

So kam es zur Enzyklika „Mit brennender Sorge“ vom 21. März 1937, die von Papst Pius XI. veranlaßt wurde. Vielfach übernahmen die Bischöfe selber die Verkündigung, um andere Geistliche nicht in Gefahr zu bringen. Sie stellt wohl die umfassendste Kampfansage gegen die menschenverachtende Ideologie des Nationalsozialismus dar.

Die Erregung der Nazis war sehr groß. Sie wiesen die Polizei an: „Das nunmehr gegebene Rundschreiben des Papstes enthält hochverräterische Angriffe gegen den nationalsozialistischen Staat“ (Ursachen, XI, 224 ff). Aber die Bischöfe verteidigten es energisch. So schrieb Kardinal Bertram an den Reichskirchenminister Kerrl: „Vor aller Welt notorische Tatsachen zeigen, daß im Deutschen Reich mehr und mehr von maßgebenden Stellen und weiten einflußreichen Kreisen ein vielfältiger, verdeckter und offener Kampf gegen das Christentum und insbesondere gegen die katholische Kirche geführt und im Volke verbreitet wird ...“ Die Rache der Nazis ließ nicht lange auf sich warten. Alle Druckereien, die das Rundschreiben gedruckt hatten, wurden entschädigungslos enteignet. Viele Geistliche und Laien wurden verhaftet (Faulhaber II, Bischöfe IV, 187 ff).

Bald begann eine maßlose Kampagne gegen die katholische Kirche wegen der bereits laufenden „Devisen- und Sittlichkeitsprozesse“ gegen Priester und Ordensleute. Da diese Prozesse ihre beabsichtigte Wirkung verfehlten, griffen die Nazis zu noch härteren Maßnahmen. Es erfolgte die Schließung aller Ordensschulen. Davon betroffen wurden in Bayern allein 84 weibliche und 20 männliche höhere Lehranstalten. In vielen Verhandlungen, Beschwerden, vor allem durch öffentlich verlesene Hirtenbriefe protestierten die Bischöfe energisch gegen diese Maßnahmen. Aber es half nichts. Schon 1940 waren alle Ordensschulen aufgehoben.

Am 11. November 1938 veranstaltete Staatsminister Wagner unter der Parole „Gegen das Weltjudentum und seine schwarzen und roten Bundesgenossen“ in München eine Massenver-

sammlung gegen Kardinal Faulhaber. Darauf wurde das bischöfliche Palais, wo Faulhaber sich befand, gestürmt und schwer beschädigt. Dies geschah im Zusammenhang mit der sogenannten „Kristallnacht“ vom 8. November 1938, in der viele jüdischen Geschäfte zerstört wurden. Darauf wurden viele Juden in katholischen Häusern versteckt. Um diese nicht zu gefährden, erhob Faulhaber keinen öffentlichen Protest (Faulh. II, 607).

Das Euthanasiegesetz

Genau am Tag des Kriegsbeginns, am 1. Sept. 1939, wurde das berüchtigte Euthanasiegesetz erlassen, gemäß dem körperlich oder geistig Behinderte zur Tötung freigegeben werden sollten. Darum wandte sich am 11. August 1940 Kardinal Bertram in einem scharfen Schreiben an die Reichskanzlei. Darin wies er auf die „Anerkennung des unersetzlichen Wertes der menschlichen Person im menschlichen Gemeinschaftsleben“ hin (Bischöfe V, 87 ff).

Besonders bekannt geworden ist Bischof Clemens August von Galen von Münster, der am 3. August 1941 die erste seiner berühmten Predigten hielt, in der er bekannt gab, daß er am 28. Juli bei der Staatskanzlei Anzeige auf „Mord“ erstattet habe (Neuhäusler II, 366).

Während des Krieges rechneten die Nazis zwar nicht mit Galen, aber mit seinem Klerus ab. Mindestens zehn von ihnen wanderten daraufhin ins Konzentrationslager. Viele Personen wurden wegen Verbreitung seiner Predigten verhaftet. Zunächst schien es, als ob die Proteste tatsächlich einen gewissen Erfolg hätten. Aber die Nazis änderten nur die Taktik. Durch Spritzen und andere verschleierte Methoden ging die Euthanasie unvermindert weiter.

Der zweite Klostersturm

Fast ebenso unbemerkt wie die „Euthanasie“ startete Anfang des Jahres 1941 ein zweiter „Klostersturm“. Am 26. Juni 1941, also kurz nach Beginn des Rußlandfeldzugs, erschien ein Hirtenwort des deutschen Episkopats. Auffallend ist dabei, daß mit keinem Wort der Beginn des „Feldzuges gegen den Bolschewismus“ erwähnt



Bischof Clemens August von Galen, der „Löwe von Münster“, der bekannteste Mann des katholischen Widerstandes gegen Unrecht und Verbrechen des NS-Regimes.

wurde, was man nachträglich den Bischöfen schwer ankredete. Einen breiten Raum nehmen darin vor allem die Beschwerden gegen die Schließung der Klöster und Kindergärten ein (Bischöfe V, 463).

Gerade für die Zeit kurz nach dem Hirtenwort vom 26. Juni 1941, für die Monate August bis Dezember, verzeichnen die SD-Berichte ein sprunghaftes Anwachsen der Verhaftungen. Allein in das KZ-Dachau wurde 1941 die verhältnismäßig sehr hohe Zahl von 123 katholischen Geistlichen eingewiesen (Priester unter Hitlers Terror).

Am 26. Sept. 1941 wurde auf einer Arbeitstagung der Staatspolizei in Aachen das Fernziel festgestellt: „Zerschlagung der konfessionellen Kirchen durch Vorlage des gesamten nachrichtenmäßig zu sammelnden Materials zur gegebenen Zeit, mit dem Ziele, der Kirche die hochverräterische Betätigung während des deutschen Lebenskampfes vorzuhalten“ (SD, 938).

Was ist zu tun ?

Angesichts des spürbar erhöhten Druckes auf die katholische Kirche fragten sich die Bischöfe, was zu tun sei. „Trotz mancher beruhigender Ver-

sicherungen sei keine Erleichterung in der Lage eingetreten.“ Man einigte sich auf eine Denkschrift, die am 10. Dez. 1941 eingereicht wurde. Dieser folgte dann, am 22. März 1942, ein Hirtenbrief.

In der Zwischenzeit gab es eine lebhaftige Diskussion über die Zweckmäßigkeit eines Hirtenschreibens. Bezeichnend ist, daß auch Erzbischof Gröber von Freiburg, der als Vertreter der „scharfen Linie“ galt, in diesem Fall von einem öffentlichen Hirtenschreiben dringend abriet: „Welches wird die Folge der Verlesung des Hirtenschreibens sein? Nach meiner Meinung ein gewaltiger Rückschlag von seiten des Gegners. Die Klosterenteignung wird sich ausdehnen, oder andere Angriffe, vielleicht auf die ganze Kirche sind zu befürchten ...“

Tatsächlich kam das Hirtenwort zustande. Die genaue Form war den Bischöfen überlassen. Die am meisten verwendete Einleitung beginnt mit folgenden Worten: „Seit Jahren tobt nun in unserem Vaterland ein Kampf gegen Christentum und Kirche, wie er in dieser Schärfe noch nie geführt wurde ...“ (Bischöfe V, 705). In einzelnen lokalen Bereichen gab es zwar kleine Zeichen des Einlenkens, aber im allgemeinen verschärfte sich die Lage noch mehr. Die Bischöfe mußten feststellen: „Die beklagten Mißstände dauern weiter an, ja haben sich teilweise noch verschlimmert“ (Bischöfe V, 967).

Am 19. August 1942 kam wieder ein gemeinsames Hirtenwort der deutschen Bischöfe heraus. „Unsere heilige Kirche hat den Mut zur Wahrheit im Kampfe um die Gewissensfreiheit, um die Würde des Menschen und um die Freiheit in der Ausübung der von Gott und der Natur dem Menschen gegebenen Rechte.“

Trotz der großen Schwierigkeit der Nachrichtenübermittlung sickerten doch allmählich einzelne Gerüchte von der Verschickung der Juden in Konzentrationslager durch. Es ist bezeichnend, daß gerade Kardinal Bertram, sobald er etwas erfuhr, sofort sehr scharf reagierte.

Am 2. März 1943 berichtete ihm Frau Sommer, die Leiterin des Hilfswerkes für die Juden in Berlin, von der geplanten Evakuierung von 8000 „Nichtariern“. Noch am gleichen Tag, am 2. März 1943, richtete er scharfe Schreiben an 5 verschiedene Regie-

stellungsstellen, in denen er darauf hinwies, daß auch „Gegenüber den Angehörigen anderer Rassen unverrückbare Pflichten der Menschlichkeit bestehen“, und die „eindringlichste Bitte und Forderung“ an die Reichsregierung richtete, den genannten Maßnahmen „Einhalt zu gebieten“.

Dieser Protest hatte sogar einen zeitweiligen Erfolg. Tatsächlich wurden verschiedentlich Juden wieder entlassen, so daß man sich der Hoffnung rückgängig gemacht würde. Aber andererseits drangen doch - trotz der strengen Geheimhaltung während des Krieges - einzelne Gerüchte von Massenermordungen verschiedener Art durch. Sichere Nachrichten konnten auch gut informierte Kreise nicht gewinnen (Bischöfe, VI, 19).

Auf diesem Hintergrund entstand das Hirtenwort des deutschen Episkopats vom 19. August 1943. Es war eingekleidet in die Form der Zehn Gebote, damit es überhaupt Aussicht hatte, verlesen werden zu können. Im Mittelpunkt der Ausführungen stand die Darlegung des 5. Gebotes „Du sollst nicht töten!“. Auf einer ganzen Seite wird in wiederholten und beschwörenden Worten dargelegt: „Wir können es uns endlich nicht versagen, unserem tiefsten Schmerz und Grauen Ausdruck zu verleihen über die wahrhaft unmenschlichen Formen, in die der Krieg ausgeartet ist. Krieg ist der ritterliche Kampf zwischen kämpfenden Gegnern, aber Massenmorde an unschuldigen Nichtkämpfern, sogar an Kindern, Greisen und Kranken, ... das kann nicht mehr als Krieg bezeichnet werden, dafür ist dieses furchtbare Wort noch viel zu gut ...“

Tötung ist in sich schlecht, auch wenn sie angeblich im Interesse des Gemeinwohls verübt würde: an schuld- und wehrlosen Geisteschwachen und Kranken, an unheilbar Siechen und tödlich Verletzten, an erblich Belasteten und lebensstüchtigen Neugeborenen, an unschuldigen Geiseln und entwaffneten Kriegs- und Strafgefangenen, an Menschen fremder Rassen und Abstammung ...“

Getrennt davon beklagten sich die Bischöfe auch über den Terror der Bombenangriffe der Alliierten. Freilich bei der tosenden Raserei des „totalen“ Krieges verhallte jeder Protest fast ungehört. Der Hirtenbrief vom 19. Aug. 1943 war auch der letzte gemeinsame Hirtenbrief während des Krie-

ges. (Bischöfe VI, 178-205)

Ergebnis

Alle deutschen katholischen Bischöfe haben, so weit es in ihren Kräften stand, weit über das gewöhnliche menschliche Maß hinaus, unter Einsatz ihres Lebens öffentlich Widerstand geleistet.

Besonders schmerzlich war es für sie, daß an ihrer Stelle andere büßen mußten. Dafür zeugen die sprunghaft ansteigenden Verhaftungen oder sonstige Strafmaßnahmen im Anschluß an die Hirtenbriefe. Aufschluß darüber gibt das Buch „Priester unter Hitlers Terror“, Band A 37 der Kommission für Zeitgeschichte, 1985, 1622 Seiten. Der Verfasser kommt zum Ergebnis, daß von 19 655 erfaßten Weltgeistlichen 7 155 oder 36,4 % mit Strafmaßen aller Art belegt wurden. Bei den Ordensleuten war der Prozentsatz noch höher, da viele vertrieben oder von der Schule verwiesen wurden.

Der Widerstand der katholischen Kirche war öffentlich und mußte, um überhaupt gehört zu werden, religiös und mit der Wahrung der „Gottes- und Menschenrechte“ begründet werden. Trotzdem wurde die Kirche oft als „volksschädigend“ und „landesverräterisch“ hingestellt.

Eine starke Unterstützung erhielt dieser Widerstand durch den Papst, der auch durch den päpstlichen Nuntius mit den Bischöfen engen Kontakt aufrecht erhielt.

Der Herausgeber der SD-Berichte, Boberach, urteilt zusammenfassend:

„Daß die Kirchen bei ihrem Widerstand gegen die Religionspolitik des Staates nicht nur auf die Gefolgschaft eines kleinen Prozentsatzes von Geistlichen und praktizierenden Christen rechnen konnten, sondern eine breite Basis im Volk hatten, die von keiner Propaganda erschüttert werden konnte, ergibt sich ebenfalls aus den Berichten.“

Die katholische Kirche und einzelne Teile der Bekennenden Kirche waren die einzigen vergleichbaren Institutionen, die es, auch unter Einsatz des Lebens, immer wieder gewagt haben, öffentlich Widerstand zu leisten. □

Charismatische Erneuerung der Kirche und Neuevangelisation

Ein Gespräch mit Dr. Hansmartin Lochner

Nur die Kraft des heiligen Geistes kann ein neues Aufblühen des religiösen Lebens in der Kirche hervorbringen. Die Menschen können da nur mitwirken. Die Charismatische Erneuerungsbewegung will sich in den Dienst der Neuevangelisation stellen. Wie alle neuen Bewegungen in der Kirche, die einerseits großen Zulauf und große Zustimmung erfahren, andererseits noch nicht in sich geschlossen sind, steht die charismatische Erneuerung auch vielen Fragen gegenüber, wie: Was ist das Spezifisch-besondere an dieser Bewegung, wie steht sie zur hierarchisch verfaßten Kirche, zum Papst, zur Ortskirche? Wie sieht die charismatische Erneuerungsbewegung ihre Aufgabe in der bürgerlichen Gesellschaft, im politischen Raum? Über diese Fragen führte Hubert Gindert ein Gespräch mit Dr. Hansmartin Lochner, der bis vor ca. einem Jahr Sprecher der charismatischen Erneuerungsbewegung in Deutschland war.

Was heißt charismatische Erneuerung und was soll erneuert werden?

Erneuert werden soll die Kirche in der Kraft des Heiligen Geistes, also in jener Kraft, ohne die die Kirche nicht sein kann und aus der sie an Pfingsten ins Leben trat. Diese Kraft des Heiligen Geistes scheint mir in der Kirche Deutschlands von heute in besonderem Maß zu fehlen.

In der charismatischen Erneuerung kommen auch die Charismen, d.h. die der Kirche geschenkten Geistesgaben wieder zur Geltung, also etwa die Gabe der Prophetie, der Heilung, der Sprachen, der Weisheit, der Erkenntnis usw. Von diesen Gaben spricht der hl. Paulus im 1. Korintherbrief Kap. 12 Vers 8 folgende.

Welche Vorbilder hat die charismatische Erneuerung aus dem Leben der Kirche und was ist das Spe-

zifische der charismatischen Erneuerung?

Da ist zunächst einmal die Urkirche bzw. die Kirche der ersten Jahrhunderte, in der diese Gaben eine bedeutsame Rolle spielten. Besonders deutlich kann man dies in der Apostelgeschichte sehen (z.B. 5,15; 8,5 ff; 10,44 ff; 15,12; 19,1-6 usw.).

Aber auch in späteren Jahrhunderten zeigen sich diese Geistesgaben bei Ungezählten, insbesondere bei Heiligen, aber auch bei ganz einfachen, schlichten Menschen wie etwa dem Schweizer Bauern Niklaus Wolf von Rippertschwand, bei Anna Maria Taigi, einer Hausfrau, oder bei Katharina von Emmerich.

Das spezifisch Neue in der charismatischen Erneuerung sehe ich darin, daß es nicht mehr einige wenige sind, bei denen diese Gaben auftreten, sondern daß viele Menschen heute damit beschenkt werden, und daß sie zugleich eine tiefe persönliche Erneuerung ihres religiösen Lebens erfahren.

Dr. Hansmartin Lochner unser Gesprächspartner



Wie diagnostizieren Sie die Situation der kath. Kirche in Deutschland und was hat zu dieser Situation geführt?

Ich kann mich nicht des Eindrucks erwehren, daß die katholische Kirche in Deutschland auf eine Spaltung zugeht bzw. bereits gespalten ist. Auch Kardinal Ratzinger hat in seinem jüngst erschienen Buch darauf verwiesen.

Auf der einen Seite stehen diejenigen, die am überkommenen Glauben festhalten - auf der anderen Seite jene, die man als „Neomodernisten“ bezeichnen könnte und die die Glaubensgrundlagen von A bis Z in Frage stellen, die also eine andere, neue Kirche wollen, in der letztlich Mehrheiten bestimmen, was geglaubt und was getan werden soll. Dazu kommt, daß eine immer breiter werdende Schicht unter den katholisch Getauften sich von der Kirche und ihrem Glauben distanzieren, was heute auch gern als „Verdunsten des Glaubens“ bezeichnet wird. Die heutigen Kirchenaustritte sind meiner Meinung nach nur die Spitze eines Eisberges der tatsächlichen kirchlichen Entfremdung.

Zu dieser Entwicklung haben viele Faktoren beigetragen, die man in Kürze gar nicht alle aufzählen kann. Da ist etwa der heutige Wohlstand mit seinen ungezählten Ersatzbefriedigungen oder sind die Medien, die Glaube und Kirche nicht nur unaufhörlich attackieren, sondern auch ein Weltbild zeigen, in dem Gott nicht mehr vorkommt. Ein wesentlicher Faktor sind in meinen Augen auch die theologischen Fakultäten und Hochschulen, in denen ungehindert seit vielen Jahren Irrlehren verbreitet worden sind und die im kirchlichen und schulischen Bereich einen Nachwuchs herangebildet haben, der z. T. nicht mehr auf dem Boden des katholischen Glaubens steht. Besonders verheerend hat sich dies m.E. im schulischen Re-

ligionsunterricht ausgewirkt, der mancherorts nur noch Religionskunde bzw. Ethik vermittelt mit vereinzelt katholischen Akzenten. Da es evangelischerseits häufig nicht viel besser aussieht, verwundert es nicht, daß man mancherorts heute für einen überkonfessionellen Religionsunterricht eintritt. Wenn man die heutige junge Generation nicht völlig dem Unglauben überlassen will, wird man einen ergänzenden ausserschulischen Religionsunterricht einführen müssen, den allerdings dann Leute aus den neuen geistlichen Bewegungen übernehmen müßten, also z.B. auch Leute aus der charismatischen Erneuerung.

In welchen Schritten kann eine Erneuerung/Reform Platz greifen?

Was m.E. als erstes nötig wäre, ist eine Korrektur im Bereich der Theologie. Ich staune immer wieder, wenn ich sehe, wie die Deutsche Bischofskonferenz vor 15 und 20 Jahren klare Aussagen im Bereich der Theologie und der Glaubensverkündigung getroffen hat, daß sie heute aber zu diesen Themen schweigt, obwohl dies jetzt noch viel nötiger wäre als damals. Insbesondere müßte jene weitverbreitete Ansicht überwunden werden, wonach es Wunder und die „Welt des Übernatürlichen“ überhaupt nicht gibt, daß deshalb alle derartigen Aussagen in der Bibel und in der Kirchengeschichte umgedeutet bzw. negiert werden müßten.

In der Pastoral wären m.E. zwei Dinge notwendig: Erstens, wegzukommen von dem Gedanken, daß es genüge, die Sakramente zu spenden, ganz gleich, wie es um den Glauben des Betreffenden bestellt ist. Und zweitens müßten die Gläubigen zur Erkenntnis geführt werden, daß sie sich entscheiden müßten zwischen dem Weg Christi einerseits und dem Weg „dieser Welt“ andererseits. Das Ziel müßte ein alternativer christlicher Lebensstil sein, an dem Christen auch in der Welt deutlich erkennbar sind.

Was kann die charismatische Erneuerung für diesen Prozeß leisten?

Wer eine neue intensive Erfahrung mit dem Heiligen Geist gemacht hat, der erfährt, daß die „übernatürliche Welt“ eine Wirklichkeit ist. Er macht die Erfahrung, wie wichtig das andauernde vertrauensvolle Gebet ist, und daß Gott solches Gebet immer wieder erhört. Er spürt, daß der Herr

uns führt, daß er in unsere Situation hineinspricht, daß er nicht selten wunderbar eingreift. Aus solchen Erfahrungen heraus liest er die Heilige Schrift als einen Bericht über das, was andere vor und mit Gott erlebt haben und das sie - so gut sie konnten - ins Wort zu bringen suchten. Für ihn sind deshalb sowohl die Engelmächte als auch die Mächte der Finsternis - einschließlich ihres Anführers - Wirklichkeiten, mit denen er sich immer wieder konfrontiert sieht.

Ein weiterer wichtiger Beitrag zur Erneuerung ist die bei uns praktizierte Tauf- und Firmerneuerung. In den Seminaren werden die Gläubigen dazu geführt, dem Herrn neu ihr Leben zu schenken mit all ihren Gaben, ihrer Zeit und ihrem Vermögen, daß sie sich also der Führung des Herrn übergeben und darauf verzichten, nach eigenem Gutdünken zu handeln. Mit diesem Schritt ist auch immer die Bitte um ein Neuerfülltwerden mit dem Heiligen Geist verbunden. Wenn es der charismatischen Erneuerung gelingt, dieses „Sich-vom-Herrn-führen-lassen“ in der Kirche wieder heimisch zu machen - bei allen Gremien und Amtsträgern - so wäre dies m.E. ein ganz wichtiger Schritt zur Erneuerung. Schließlich soll auch noch darauf verwiesen werden, daß die vom Heiligen Vater gewünschte Neuevangelisierung nur in der Kraft des Heiligen Geistes und der von ihm geschenkten Geistesgaben möglich ist. Hier widmet sich die charismatische Erneuerung vor allem der Aufgabe, junge Menschen zum Glauben an Jesus Christus zu führen. Unbeachtet von der Öffentlichkeit sind jährlich viele Hunderte von Jugendlichen in eine Entscheidung für Christus - oft verbunden mit der persönlichen Tauf- und Firmerneuerung - geführt worden. Auch in diesem Jahr werden über 1500 Jugendliche zu diesem Schritt eingeladen.

Wie sieht die charismatische Erneuerung ihr Verhältnis zur hierarchisch verfaßten Kirche?

Die charismatische Erneuerung hat in Rom viele Freunde. Zu ihnen zählen der heutige Papst und auch sein Vorgänger, ebenso Kardinal Ratzinger sowie Erzbischof Cordes, der deutsche Kurienbischof. Was die Weltkirche betrifft, so sind viele Bischöfe aus der Erneuerung hervorgegangen

bzw. stehen ihr nahe. In Deutschland gibt es ständige Kontakte zur Bischofskonferenz, die ihrerseits unser „Grundlagenpapier“ zustimmend zur Kenntnis genommen hat. In Weibischof Eisenbach, Mainz, hat die Erneuerung auch einen ihr besonders nahestehenden Freund.

In welchem Verhältnis sehen sich die Mitglieder der charismatischen Erneuerung zur Pfarrgemeinde in der sie leben?

Viele unserer Gebetsgruppen sind pfarrlich orientiert. Ein Großteil von ihnen arbeitet im Pfarrgemeinderat bzw. in der Erstkommunion- oder Firmenvorbereitung mit, was nicht ausschließt, daß sie da und dort auf Ablehnung stoßen, manchmal auch seitens des Pfarrers. Da gibt es gelegentlich Mißverständnisse oder Fehlurteile auf beiden Seiten.

Welche Verpflichtung sehen die Mitglieder der charismatischen Erneuerung, in den gesellschaftlichen und politischen Raum hineinzuwirken?

Für unsere Leute ist es weithin selbstverständlich, darauf zu achten, in welche Aufgabe sie der Herr ruft und diesem Ruf auch zu folgen. So sind örtlich die unterschiedlichsten Initiativen entstanden. Die bedeutendste ist m.E. die „Emmaus-Gemeinschaft“, die sich besonders der Bekehrung und der Hilfe für Drogensüchtige und Gefängnisinsassen widmet. Die Zeugnisse solcher Bekehrungen, die kürzlich Radio Horeb bzw. Radio Neues Europa ausgestrahlt hat, sind umwerfend. Ich glaube nicht, daß es im katholischen Bereich eine Organisation gibt, die auf diesem schwierigen Gebiet erfolgreicher arbeitet als diese Gemeinschaft. Hier kann man deutlich sehen, was in der Kraft Gottes möglich ist und welche Chancen sich für den Glauben auftun würden, wenn die Erneuerung im Heiligen Geist alle Katholiken, also auch die Priester und Bischöfe, erfassen würde. □

Das nächste Fels Heft erscheint zum 1. September 1997. Gute Wünsche für eine erholsame Ferienzeit. Ihre Fels Redaktion

An der Straße der toten Kirchen

Eindrücke von einer Reise zu den katholischen Christen in Bosnien (Teil II)

von Ursula Zöller

Wir sind in Drvar. Beklemmend dunkel wirkt die Stadt im Tal. Früher musizierten hier abends an fünf Plätzen gleichzeitig Orchester, Menschen flanieren durch beleuchtete Straßen. Damals, als Kazimir, der Sohn des polnischen Schusters Visaticki mit seinem Bruder Adolf und den sieben anderen Geschwistern hier seine kleine Welt eroberte. Es war eine andere Welt.

Wir hämmern an der Seitentür der großen Turnhalle. „Wieder mal kein Strom“, meint Miro, der Fahrer. Ein Lächeln von Pfarrer Visaticki und Kaplan Ivica: Willkommen! Viele Fragen. Die nach seiner Vertreibung läßt den Pfarrer verstummen. „Das ist eine Wunde“, sagt er.

Der Pfarrer und ein junger Kroat setzen sich zu uns in den Jeep. Immer höher schraubt sich die Straße nach Mokronoge, einem verlassenem Dorf in den Bergen. Stille ringsum. Nicht einmal ein Hund bellt, als wir uns dem Haus von Sava Vasalik und seiner Frau Ana nähern. Eine Kammer mit einem

Tisch, ein etwas größerer Raum, in dem man dennoch meint, man müsse den Kopf einziehen. Ein alter Mann. Tränen fließen über sein Gesicht, als er den Pfarrer sieht. Sava Vasalic ist 92 Jahre alt. Er hat versucht, vor einer Granate zu fliehen. Vergebens. Er stürzte unglücklich, blieb gelähmt, ist an sein Bett gefesselt. Groß und stark sollst du werden, sagt seine Frau und küßt mich, die Fremde, als sei ich ihre Retterin. Ich fühle mich klein und schwach, denn ich werde gehen und sie wird bleiben. Sie fühlt sich einsam. Es gibt kein Telefon, um einen Arzt zu rufen, keinen Radioapparat, keine Nachbarn und nichts zu essen, wenn der Pfarrer nichts bringt. Pfarrer Visaticki sei ein guter Mensch, sagt Sava und wischt sich über die Augen.

Wieder im Jeep, unterwegs im Wald. Erzählen sie mir etwas über ihre Berufung? Er habe mit Gott gekämpft wie Jakob, meint der Pfarrer nachdenklich. Und nach dem Kampf hat er erkannt, daß es für ihn nichts Schöneres gibt als Priester zu sein. Und

dann geschehen manchmal auch Wunder. Jakob wurde verletzt, gezeichnet für alle Zeit, doch er erzwang in dieser langen Nacht des Ringens Gottes Segen. Das Wunder, das für Pfarrer Visaticki nun geschehen müßte, wäre, einen Jeep zu bekommen, mit dem er auch im Winter die Menschen versorgen könnte. Und der Segen, den er sich erfleht, wäre ein Dach für den Kindergarten von Drvar, ein Kindergarten, damit die Kinder von Drvar das Trauma der Heimatlosigkeit vergessen können, ein katholischer Kindergarten, in dem die Kleinen von jenem Kind erfahren, das, wie sie, mit seinen Eltern auf der Flucht war, das gehaßt war, verfolgt - das Kind, das den Frieden bringen will.

„Lassen Sie mich kurz vor“, sagt unser junger kroatischer Begleiter, der die 86 alten Serben in der Umgebung von Drvar betreut. „Die Frauen fürchten sich, wenn Fremde kommen, aber sie kennen meine Stimme. Es sind zwei Schwestern, Pava und Simeona Milakovic, fast 80 Jahre alt. Eine der beiden ist blind, und es scheint, als habe sich auch die andere mit der Finsternis um sie herum abgefunden.“

Links: Sava, der Gelähmte, wartet auf Hilfe. Die Caritas, die erst nach Titos Tod gegründet werden durfte, hat auch bei den Serben einen guten Namen.

Rechts unten S. 224: Armut, Not und Einsamkeit. Pfarrer Visitacki kann die beiden Schwestern mit seinem PKW im Winter nicht erreichen.

Rechts oben S. 224: Die heilige Messe feiern - dazu gehört auch heute noch viel Mut. Ein junger Priester in Bosnien, würdig, gesammelt, hingegen.



Kein Licht in dem kleinen Raum, die Wände rußgeschwärzt, ein Ofen, ein Tisch. Gab es mal einen Stuhl, gab es irgendetwas, was einen Menschen erfreuen könnte? Diese ewige Düsternis. Einsam fühlen sich die beiden Frauen. Die nächste Nachbarin wohnt eine Stunde entfernt. Sie haben kein Mehl mehr und kaum noch Brennholz. Wir brechen auf aus dieser Welt bedrückender Stille, der Einsamkeit und des Wartens auf jemand, der kommt und hilft. Es gibt den jungen Mann, dessen Stimme sie kennen wie die des Hirten in der Bibel und es gibt den Pfarrer. Aber die beiden haben keinen Wagen, keinen Jeep, der auch im Winter auf den verschneiten Wegen und Straßen fahren könnte.



Wir erreichen Listani. Wir haben Grenzlinien und Frontabschnitte überquert und ein Stück Not aus Drvar mitgenommen. Miro hat sich plötzlich der brennenden Häuser in einem Dorf erinnert, sprach von der Gänsehaut, die ihn hier immer noch befällt und davon, daß man da auch im Sommer keinen Vogel singen höre. Kälte ist uns ins Herz gekrochen. Und dann endlich das Ziel dieses Tages: Pfarrer Vrodljak und Pfarrer Visaticki ein Bruder des Pfarrers aus Drvar, erwartet uns. Seit sechs Monaten wohnt Adolf Visaticki in Listani. Das Pfarrhaus in Glamoc? Unbewohnbar. Granaten haben es so gründlich zerstört, daß es nicht wieder aufgebaut werden kann. Und Gottes Haus in Glamoc? Dreimal haben Sprengkommandos daran „gearbeitet“, den letzten Pfarrer aber haben die Serben in die alte

kroatische Königsstadt Knin verschleppt. Sie schlugen ihn, haben ihn verlacht: „Wir wußten nicht, daß du so weiche Knochen hast.“ Sie haben ihn gequält, bis er schließlich nur noch im Krankenhaus gerettet werden konnte.

Menschen aus 45 Gemeinden Banja Lukas sind nun in Glamoc zusammengewürfelt. Auch Flüchtlinge aus Pfarrer Visatickis damaliger Gemeinde Mrkonjic Grad, einer der Orte auf der Karte der Massengräber. Und im Winter 1995 stürmen Polizisten mit Gewehren das Pfarrhaus, durchsuchen es, weil dort angeblich eine Radiostation versteckt sei. Sie fordern Pfarrer Visaticki auf, das Haus zu verlassen. Es sei ab sofort Eigentum eines Serben. Und die Behelfskapelle,

die Meßgewänder, der Tabernakel, die geweihten Hostien? Und das, was beim Brand in der Kirche 1992 gerettet wurde? Alles hat zu bleiben! Er hat zu gehen!

Der Pfarrer wird zur Polizei gebracht und verhört. Es ist Mitternacht, als er wieder vor dem Pfarrhaus steht. Aber er lebt. Es regnet. Drei Frauen sitzen da und warten auf ihren Priester. Sie weinen. Er will sein Haus betreten. Doch der Schlüssel passt nicht mehr. Das Schloß ist schon ausgewechselt.

Zehn Nächte schlüpft er bei denen unter, die sich trauen, ihn aufzunehmen. Fortgehen kann er nicht, Christus im Tabernakel ist noch im Pfarrhaus eingeschlossen. Und der Priester geht in die Höhle des Löwen: Sie wollen, daß ich verschwinde, sagt er, aber ich kann nicht gehen, solange die heiligen Hostien noch im Pfarrhaus sind. Wann werden Sie gehen, fragt der Befehlshaber. Notfalls lebe ich auf einem Friedhof, die Toten sind besser als die Lebenden. Auf dem Friedhof? Plötzlich darf er die Kirchenbücher und die heiligen Hostien holen lassen. Doch Christus kann in Mrkonjic Grad nicht bleiben. Pfarrer Visaticki findet einen Serben, der gegen Bezahlung für ihn zum Bischofshaus nach Banja Luka fährt, mit ihm als anonymer, fast unsichtbarer Gast der Herr im Brot des Lebens - vertrieben wie seine Kinder, mit ihnen auf der Flucht.

Das ist Monate und Jahre her. Der Pfarrer ist nun ganz allein in Mrkonjic



Oben: Dr. Anicic, Bischofsvikar und Caritasdirektor in Zagreb, ist zuständig für die Hilfe in ganz Bosnien.

Unten: Kirche in Bosnien - geplündert, zerstört, abgebrannt. Aber solange das Kreuz noch steht, gibt es Hoffnung.

Grad. Er hat die Menschen verabschiedet, hat heimlich das letzte Kind getauft, die letzte Messe gelesen. Dann war er allein. Und jetzt? „Fragen Sie nicht“, sagt er leise, „ich kann mich sonst nicht gegen die Tränen wehren“.

Unterwegs nach Glamoc, dem kleinen Ort in den bosnischen Bergen, den Pfarrer Visitacki täglich neu zu erreichen sucht. Sein Pfarrhaus dort ist zerstört. Zwei Zimmer in einem kalten, rohbauähnlichen Haus sind nun das Büro des Pfarrers. Jeweils drei Glasscheiben, von Tesafilm übereinander gehalten und von Nägeln im Rahmen fixiert, bilden ein Fenster. Fensterkitt? Es gibt wichtigere Dinge, die die Flüchtlinge aus 45 Gemeinden hier vermissen. Schuhe zum Beispiel oder die Hoffnung, das Gefühl, doch irgendwann irgendwo zuhause zu sein. „Darf ich Ihre Kapelle sehen?“ frage ich. Pfarrer Visitacki steht auf, macht einen Schritt ins Nachbarzimmer. Ein Altar mit einer Decke, ein hölzerner Tabernakel mit dem ewigen Licht, einige Stühle, die irgendwo übriggeblieben waren. Ein paar Heiligenfiguren hinter einem Vorhang, gerettet aus Mrkonjik Grad, und zwei Bilder an der Wand. Jakobus und Philipus, die Patrone seiner verbrannten Kirche, und Nikola Tavelic, Schutzpatron der Filialgemeinde. Zu ihr waren die Gläubigen nach ihrer ersten Vertreibung und der Rückeroberung zurückgekehrt. Aber das Dayton-Abkommen hat sie erneut heimatlos gemacht, hin-und hergetrieben. Und ihr Pfarrer, fünfmal, sechsmal umgezogen und noch immer nicht daheim, kniet vor dem Tabernakel seiner Notkapelle, legt den Kopf auf den Altar, als hoffe er, Christus werde seine Hand noch einmal auf ihn legen.

Besuch bei einem Ehepaar, das zu seiner Gemeinde in Banja Luka zählte. Eine winzige Küche, die auch Esszimmer und Wohnzimmer ist. Eine alte Frau steht auf, zieht ihre Schuhe



an und geht. Sie ist verwirrt, erzählt später Frau Urbawac, der Schock habe sie seltsam werden lassen. In Banja Luka war die Besucherin Lehrerin, ihre Tochter Professorin. Nun haben sie kein zuhause mehr, keine Arbeit, keinen Ofen im Winter. Der Verstand der beiden Frauen weigert sich, dies neue, andere Leben zu akzeptieren. Doch ihre Geschichte ist hier eine ganz alltägliche - alltäglich wie die meiner Gastgeberin, die mich mit Kaffee stärkt. Früher einmal, vor dem Krieg der Serben gegen Moslems und Kroaten, ging es ihr gut. Ihr Mann zählte zu den wenigen Kroaten, die es im ehemaligen Jugoslawien zu etwas gebracht hatten. Er war Fabrikdirektor, hatte mehr als tausend Angestellte, ein schönes Haus am Hügel,

einen Swimmingpool im Garten. Nun haben sie ihr nacktes Leben und in dem schäbigen Badezimmer stehen Kanister in der Wanne, mit denen Wasser von der Zapfstelle geholt wird. Vier Jahre Unterschied im Leben einer ganz normalen Familie in Bosnien ...

Wann es sich änderte? Vielleicht an jenem 18. Oktober 1992, dem Tag des heiligen Lukas, ein Sonntag. Aber im Gegensatz zu sonst sind nur knapp zwei Dutzend Gläubige in der heiligen Messe, denn es wird geschossen in der Stadt. Frau Urbawac sieht plötzlich Feuer. Mitten in die Messe hinein ruft sie voller Entsetzen: „Hochwürden, die Moscheen brennen“ und die Gläubigen rücken näher zum Al-



tar. Die Angst treibt sie zusammen - Angst vor den Schüssen und dem Feuer. Und die Frage, wer als nächster das Opfer wird oder wie man nun noch nach Hause kommen soll.

Es ist 13 Uhr, als die Glocken der Kirche erneut die Gläubigen aufschrecken. Es sind die Serben, die läuten. Die Katholiken sollen sehen, was vor sich geht! Ein Mann betritt die Kirche. Auf dem Kopf trägt er eine glänzende Kappe. Er nimmt das Kreuz vom Altar, trägt es nach draußen und tanzt damit um das Gotteshaus - ein Teufelstanz, Ritual des Bösen. Dann gießt er Benzin auf die Mauern, zündet es an. „Sie brennen unsere Kirche ab“, weint eine Frau. Ihre Tochter hält ihr den Mund zu und zieht sie ins Haus. Die serbischen Nachbarn zur anderen Seite schauen hinunter und lachen. Es dauert lange, bis Frau Urbawac jemanden findet, der mit ihr zur Kirche läuft. Zusammen mit dem Pfarrer und ein paar anderen Leuten gelingt es, das Feuer zu löschen. Die kostbare Orgel bleibt verschont, Bilder und Maßgewänder werden in Sicherheit gebracht. Um Mitternacht aber leuchtet es in der Stadt blutrot. Die Kirche ragt als glühende Fackel in den Himmel ihres Gottes. Ihr Zinkdach knirscht und zischt, grausige Schreie nach Rettung. Doch niemand kommt zu Hilfe.

Und das Leben von Frau Urbawac ändert sich am Tag danach, als ihr Sohn mißhandelt wird, diesmal ein bißchen schlimmer als zuvor. Ein Soldat hält ihm stundenlang ein Gewehr

Der Tod darf nicht das letzte Wort gewesen sein

an den Kopf - Sondermaßnahmen für Unerwünschte. Macht sie so verrückt, daß sie von alleine gehen, hatte man in der serbisch-demokratischen Partei SDS gesagt. Und der Schrecken steigert sich noch einmal am Tag, als ihr Mann verhaftet wird. Kurz zuvor gab es wieder keinen Strom. Ein schlechtes Zeichen, Verbote von Verhaftungen. Es sollte ja niemand zu Hilfe gerufen werden können. Dann klopft es. Polizei! Ihr Haus ist umstellt! Kommen Sie mit! Und ihr Mann muß mitgehen und sie weiß nicht, ob sie ihn jemals wiedersehen wird. Sie sieht ihn fünf Monate lang

nicht, weiß nicht, wo er ist, geht zu den Behörden. Niemand weiß etwas - angeblich. Dann endlich die Nachricht durch einen Serben: Er habe ihn im Lager Macnjaca gesehen, er sei am Leben. Er wird mißhandelt und geschlagen, hat nicht mehr die Kraft zu laufen. Dann kommt das Rote Kreuz, macht Listen der Gefangenen, bringt Konserven. Ein paar Wochen später werden alle Männer über fünfzig Jahren entlassen. Ihr Mann ist dabei. Doch am Tag, als er entlassen wird, holen sie seinen Sohn ...

Frau Urbawac geht zu ihrem Bischof und Bischof Komarica, der so oft vergeblich interveniert und die Welt so oft um Hilfe für die Menschen in Banja Luka angefleht hat, erreicht tatsächlich, daß der Junge freigelassen wird.

Leise Worte, nüchtern, fast ohne Emotion. Zeugenaussagen in einer kleinen Küche in einem zerstörten Land. Pfarrer Visaticki spricht plötzlich von einem anderen Mann aus seiner Gemeinde. Auch er war in einem Lager, das der Pfarrer KZ nennt. Sein Gesicht wird nun von einem großen Pflaster beherrscht. Es klebt an der Stelle, wo früher das Auge war.

Zeugen der Toten und des Lebens. Immer noch wollen die Katholiken die Hoffnung nicht begraben, daß sie eines Tages in Banja Luka und in Bosnien friedlich leben können. Fast alle ihre Kirchen sind zerstört oder schwer beschädigt. Und sie mußten mit ansehen, wie auch die Moscheen dem Erdboden gleichgemacht wurden. Erst wurden sie angezündet, dann kamen Bagger und ebneten die letzten Reste ein. Dann wurde Gras gesät. Denn wenn erst mal „Gras über die Sache gewachsen ist, stirbt die Erinnerung“ - lebten einmal Moslems oder Katholiken hier? Wo sind denn ihre Kirchen? Doch es gibt sie noch, die Moslems und die Katholiken. Sie haben auch ein wenig mehr Bewegungsfreiheit. Sie wollen leben, sie wollen beten. Der Tod all der Unschuldigen darf nicht das letzte Wort gewesen sein. □

Wer spenden möchte, richte seine Gabe bitte unter dem Stichwort „Kirche in Bosnien“ an folgende Bankadresse: Empfänger: Hilfswerk e.V. 57392 Schmallingenberg, Kontonummer **50003003**, BLZ **460 528 55**, bei der Stadtparkasse Schmallingenberg.

Bei der Kirche gedenke ich nur der Anstalt zur Erlösung und Beseeligung der Menschen und das kirchliche Interesse ist die Freiheit der Kirche, um ihr die Mitteilung der ihr anvertrauten geistlichen Güter möglich zu machen. Der Mainzer Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler war ein scharf politisch denkender Kopf mit einem pastoralen Engagement, das ihn zu einem der gefürchteten Gegner der Feinde der Kirche machte. Sein Anliegen war die Freiheit der Kirche, er wollte den Einfluß des Staates zurückdrängen. Am 13. Juli begeht die Bischofsstadt den hundertzwanzigsten Todestag ihres berühmten Sohnes. Als von Ketteler diese Sätze schrieb, taumelte Deutschland in den Streit mit den Deutschnationalen hinein, der schließlich im Kulturkampf gipfelte. Der „Sozialbischof“, der durch seine unerschrockenen Predigten und Schriften über die in seinem Jahrhundert aufgekommene und akut gewordene soziale Frage zum Vorreiter der katholischen Soziallehre wurde, konnte nicht ahnen, daß er mit diesem Satz einen Pol des Spannungsfeldes zwischen Staat und Kirche artikuliert, der in unseren Tagen an Anziehungskraft verloren hat und jetzt - im Zusammenhang mit der Beratung bei Konfliktschwangerschaften - wieder im Rampenlicht der Öffentlichkeit steht. Es geht um das Selbstverständnis der Kirche. Es läuft Gefahr, von der Politik in Deutschland zermalmt zu werden.

Die Diskussion ist nicht neu. Seit Jahren wird in Deutschland in puncto Straffreigabe der Abtreibung durch

Wer den Schein will, kann ihn jederzeit woanders bekommen

den Staat auch über die Beteiligung der Kirche am Beratungssystem diskutiert. Die Diskussion ist allerdings gemessen am quantitativen Beitrag, den die katholischen Beratungsstellen leisten, ungewöhnlich heftig. Aus der Anfrage einer Abgeordneten im Hessischen Landtag zum Beispiel geht hervor, daß die katholischen Beratungsstellen nur einen Anteil von etwa 5 Prozent aller Beratungen ausmachen. In anderen Bundesländern ist es ähnlich. Nach Zahlen der Caritas liegt der Anteil der Kirche an allen Beratungen in ganz Deutschland deutlich un-

Glaubensgehorsam und Gewissenspflicht

Bei der Frage der Schwangeren - Beratung geht es um mehr als nur einen Schein

Von Jürgen Liminski

ter zehn Prozent. Diese zehn Prozent der ratsuchenden Menschen könnten den Beratungsschein, der die Tötung des Kindes straffrei stellt - und im Denken der Menschen legalisiert - natürlich jederzeit bei anderen nicht-kirchlichen Stellen bekommen. Wer eine katholische Beratung wünscht, wird - wie das Beispiel Fulda zeigt - diese mit oder ohne Schein suchen. Wer dann immer noch abtreiben will, kann den Schein jederzeit woanders bekommen. Es geht bei dieser Debatte also gar nicht so sehr um das Kind, sondern um das Verhältnis zwischen Kirche und Staat.

Dieses Verhältnis ist in Deutschland gekennzeichnet durch eine zunehmende Instrumentalisierung der Kirche durch die Politik. Wer es schärfer formulieren wollte, könnte sagen, daß die Kirche in Deutschland sich durch mancherlei Zuwendung und Querverbindung heute in einer Art Geiselhaft der Politik befindet. Ein bedrückendes Beispiel ist der Kampf um das Lebensrecht der ungeborenen Kinder. Die Parteien in Deutschland gebrauchen die moralische Rückendeckung der Kirche als Alibi für ihre die Kultur des Todes fördernde Politik. Diese Alibi-Funktion hat auch nicht verhindern können, daß die Zahl der Abtreibungen in Deutschland nach Angaben des Statistischen Bundesamtes erheblich gestiegen ist und auch weiter steigt. Es gibt im Moment keine gesellschaftlich

Die bittere Pille der Abtreibung oder wenn Menschen Forderungen stellen, so könnte man den Dialog in nebenstehender Karikatur aus einer amerikanischen Zeitschrift nennen: „Gott, warum hast Du uns keine Menschen geschickt, die Mittel gegen Aids, Krebs, Welthunger und all unsere sozialen Probleme erfinden können?“ - „Ich tat es“. - „Aber, wo, wo sind sie denn?“ - „Ihr habt sie abgetrieben.“

relevante Institution in Deutschland, die dieser um sich greifenden Kultur des Todes geschlossen Widerstand leistet. Die Kirche könnte es. Sie könnte es auch ohne die Erteilung des Beratungsscheins, ja, sie gewänne dadurch sogar an Glaubwürdigkeit.

Dagegen das Taktieren mancher Bischöfe. Statt dem Kaiser oder dem Kanzler zu geben, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist, versuchen sie - wahrscheinlich mit viel gutem Willen - es allen recht zu machen. Aber was die Menschen in dieser Zeit der Orientierungslosigkeit brauchen, ist nicht die demokratische Weihe der Mehrheit, sondern der Glanz der Wahrheit. Wie viele ungeborene Kinder würden gerettet, wenn dieser Glanz deutlicher in Deutschland erstrahlte! Gewiß, es läßt sich nicht messen, sowenig wie sich messen läßt, ob mit Beratungsschein Kinder gerettet würden. Aber die Kirche würde Gott gehorchen. Sie wäre freier, sie wäre wahrhaftiger. Sie wäre auch für junge Menschen interessanter.

Viele Katholiken setzen in dieser Situation ihre Hoffnung auf Rom. Es sind gewiß nicht die offiziellen Katho-

liken. Etliche Funktionäre des katholischen Establishments erdreisten sich sogar, Rom zu erpressen oder mit Ungehorsam zu drohen. Das ist nichts Neues, schon garnicht für die Deutschen. Es hat immer die Versuchung gegeben, eine germanische Kirche zu formieren, nicht erst unter den Zeitgenossen und in den Jahrzehnten des Mainzer Sozialbischöfs. Der anti-römische Affekt ist alt und wo zwei oder drei Deutsche im Namen des offiziellen Katholizismus versammelt sind, da ist dieser Affekt mitten unter ihnen. Die Ausführungen des ZdK zur Frage des Beratungssystems und des Besuchs der deutschen Bischöfe in Rom Ende Mai zeigen, wie Gabriele Gräfin Plettenberg schreibt, „deutlich selbstzerstörerische Züge“. In der Tat: Eine Kirche, die auf Rom nicht mehr hört, geht den Weg in die historische Bedeutungslosigkeit, mithin in die Selbstzerstörung.

Der basisdemokratische Ruf „Wir sind Kirche“ ist relativ alt. Auf den einzelnen bezogen entspricht er der Berufung auf das Gewissen. Auch das ist bekannt. Als ein Mönch vor knapp fünfhundert Jahren diese Gewissenspflicht als oberste Instanz für sich re-



klamierte und den Gehorsam verweigerte, da wußte er nicht, wie sehr dies dazu beitragen würde, daß Krieg, Elend und Not für Jahrzehnte das Geschehen in Europa bestimmen würde. Die Gewissenszweifel und die Verweigerung des Gehorsams brachten auch nachhaltendes geistiges Elend. Europa hat sich davon immer noch nicht erholt.

Das sind keine angenehmen Wahrheiten für die Deutschen. Natürlich sind die Protestanten unsere Brüder im Glauben, aber deshalb muß man nicht dieselben Fehler begehen oder fortsetzen. Schon die Königsteiner Erklärung wurde nicht korrigiert, obwohl mittlerweile doch wissenschaftlich erwiesen ist, daß sie keineswegs so zustande kam, wie einige das immer noch behaupten. Die Berufung auf das eigene Gewissen - das ja bekanntlich auch irren kann - als letzte Instanz findet in der Beratung mit Schein ihre nun todbringende Fortsetzung. Ein Land aber, in dem selbst die Kirche dem Leben als solchen nur noch bedingten Schutz gewährt, in dem manche Hirten die Herde der schutzlosen ungeborenen Kinder verlassen, um sich am Feuer der Politik die Hände zu reiben, und selbst den Ruf des Hahnes nicht mehr vernehmen wollen, dieses Land ist vom Virus der Kultur des Todes infiziert.

Das wird sich auch in anderen Bereichen fortsetzen, zum Beispiel bei der „aktiven Sterbehilfe“, der Euthanasie, der Gentechnik oder auch der Tötung von vermeintlich behinderten Ungeborenen nach einer Fruchtwasseruntersuchung oder allgemein pränatalen Diagnostik. Der Schutz des Lebens vom Anfang bis zum Ende erfordert bisweilen „Mut zum Widerstand - und wohl auch mehr Abstand vom Staat“ (Gräfin Plettenberg). Der entscheidende Gesichtspunkt, schrieb Romano Guardini in einer Schrift über „das Recht des werdenden Menschenlebens“ 1949, liegt in der Tatsache, daß der Mensch Person ist. Grundsätzlich hänge die Personalität „weder am Alter, noch am körperlich-seelischen Zustand, noch an der Begabung, sondern an der geistigen Seele, die in jedem Menschen ist.Es ist sogar möglich, daß sie überhaupt nicht in den Akt tritt, weil die physisch-psychischen Voraussetzungen dafür fehlen, wie beim Geisteskranken oder Idioten.“



Er lebte den Glaubensgehorsam in schwieriger Zeit: Der Mainzer Bischof Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, ein Vorbild für heute.

Dadurch unterscheidet sich aber der gesittete Mensch vom Barbaren, daß er sie auch in dieser Verhüllung achtet. So kann sie auch verborgen sein wie beim Embryo, ist aber in ihm bereits angelegt und hat ihr Recht. Diese Personalität gibt dem Menschen seine Würde.“ Die Kirche ist heute die einzige Institution, die weltweit ein kohärentes Menschenbild vertritt und die Natur des Menschen mit seiner Würde verteidigt. Dafür sollte die Politik eigentlich dankbar sein statt zu versuchen, die Kirche für die machtpolitischen Ziele einer Partei einzuspannen.

Oh ihr Kleingläubigen, sagt Jesus zu den Aposteln, den Vorgängern der Bischöfe. Ist nicht der auch kleingläubig, der die Kraft dieser Kohärenz nicht sieht und das Evangelium vom Leben wegen taktischer Vorteile oder zu großer Nähe zur Politik in eine falsch verstandene Gewissenspflicht einpfercht statt dieses großartige Menschenbild in seinem Kontext zu verkünden? In Österreich gibt es neuerdings Familienreferate in den Diözesen, die das unternehmen und als vorbildlich darf man hier das erste Referat dieser Art, das Familienreferat der Erzdiozese Salzburg nennen. Mit Evangelium Vitae und dem zu erwartenden Dokument des Papstes, das die Beratungsfrage in diesen Zusammenhang einordnen wird, könnte die Familienpastoral im Sinne der Wahrheit und nicht der politischen Nützlichkeit neuen Schwung erhalten. Es wäre jedenfalls fatal, wollte man annehmen,

daß die Gläubigen in Deutschland ihrem Hirten wie Schafe in den Irrtum folgten.

Der zu erwartende Brief des Papstes wird die Ergebnisse der Beratung Ende Mai zusammenfassen und in den Kontext einer „großen Strategie gegen die Abtreibung“, zu der er jetzt bei seinem Besuch in Polen erneut aufrief, stellen. Er wird inhaltlich in der Linie stehen, die er schon bei seinem Besuch in Paderborn und auch in seinem Schreiben an die Deutsche Bischofskonferenz vom September 1995 gezogen hatte. Es wird auch um die staatliche Beratung gehen, aber vor allem um die kirchliche. Es wird eine zielorientierte Beratung zum Leben sein, die sich mit der Erteilung des Scheines für eine ergebnisoffene Beratung nicht in Einklang bringen läßt. Das Dokument wird die deutschen Bischöfe vor die Entscheidung stellen, ob sie mit Rom gehen wollen oder mit jenen, die den Glanz der Wahrheit fürchten.

Jene, die nur ihrem Gewissen folgen wollen, werden vermutlich das Jahr 1517 als vergangene Geschichte abtun, die nicht nachwirke. Damals erließ Rom die Bannbulle gegen Luther. Aber vielleicht werden sie an den Mainzer Bischof Ketteler denken, der auf dem ersten Vatikanum gegen die Unfehlbarkeit des Papstes argumentierte und dann vor dem Ende des Konzils abreiste - nicht aus Protest, sondern um nicht mit Nein gegen den Papst zu stimmen. Er hat, sagte dieser Vorgänger von Bischof Lehmann, die Entscheidung aus Rom selbstverständlich anerkannt. Gehorsam oder Gewissen - das war keine Alternative für den großen Mainzer Bischof des Kulturkampfes. Für ihn besaß der Glaubensgehorsam aus theologischen, aber auch aus politischen Gründen absolute Priorität. Gehorsam oder Gewissen - das ist auch die Frage in der heutigen Zeit. Die Kultur des Lebens verlangt den Gehorsam in der Wahrheit. Man muß die Wahrheit auch wollen, sagte ein anderer Zeitgenosse von Ketteler und heimlicher Bewunderer des Katholizismus, der Soziologe Max Weber. Die Wahrheit wollen - das zielt manchmal weiter als das Postulat eines Gewissens, das in den engen, nationalen Grenzen eines Situationswissens die Willenskraft trübt und damit die Interessen und den Welt-Auftrag der Kirche vergißt. □

Volksaltäre um jeden Preis! - Diesen Eindruck gewinnt man, wenn man beobachtet, mit welcher Vehemenz seit ca. 30 Jahren auch in die kleinsten Altarräume und in die künstlerisch wertvollsten Kirchen sog. Volksaltäre hineingestellt werden. Fast immer wird dabei fälschlicherweise behauptet, die Volksaltäre entsprächen dem Willen des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Jüngstes Beispiel ist die Pfarrkirche St. Alban in Geisenried, Dekanat Markt Oberdorf, im Landkreis Ostallgäu.

Dort gab es bisher noch keinen Volksaltar. Doch kaum war der bisherige Pfarrer im Ruhestand, wurde ein gewöhnlicher Tisch als sogenannter Volksaltar in die stilvolle neu renovierte Kirche hineingestellt. Gegen den Willen eines Teils der Gläubigen will man nun endgültige Fakten schaffen und einen Volksaltar "aus einem besonderen Stein" hinein zementieren. In einem Handzettel für die Gläubigen heißt es: „Aus Platzgründen ist es notwendig, die Kommunionbank...zu entfernen und fachgerecht aufzubewahren...“. Dann folgen in dem vom Pfarrer, vom Pfarrgemeinderatsvorsitzenden und vom Kirchenpfleger unterschriebenen Infoblättchen noch eine Reihe von haarsträubenden Behauptungen: Der Volksaltar sei „Ausdruck des 2. Vatikanischen Konzils und des neuen Liturgieverständnisses“; daß die Priester "dem Volke den Rücken kehren" stamme aus dem Mittelalter. „So wurde gleichsam eine Schneidewand zwischen Priester und Volk aufgerichtet.“ Nur der Volksaltar schaffe die notwendige Gemeinschaft zwischen Priester und Gemeinde. „Unser neuer Volksaltar soll diesem neuen Verständnis von Liturgie Ausdruck verleihen.“

Es ist wirklich kein gutes Zeichen für die Volksaltäre, wenn sie mit solchen unrichtigen und verdrehten Argumenten eingeführt werden. Niemand hat das 2. Vatikanische Konzil Volksaltäre gefordert! Wenn Priester und Gemeinde gemeinsam zum Kreuz, zum Tabernakel und nach Osten schauen, dann bilden sie doch eine echte Gebetsgemeinschaft - gemeinsam ausgerichtet auf den Herrn.

Wo gab es in den ersten Jahrhunderten Volksaltäre? Gerade damals

Auf dem Prüfstand

war beim Gebet die Ausrichtung nach Osten selbstverständlich, weil sie die Ausrichtung auf Christus, die aufgehende wahre Sonne, das wahre Licht, anzeigte, - auf Christus, der von Osten her wiederkommen wird!

Ist es nicht natürlich, daß man beim Beten zu dem hinschaut, den man anspricht, nämlich zu Christus? Oder ist das Gebet - wie vielfach spürbar - nur noch eine andere Form der Belehrung der Gläubigen?

Im Geisenrieder Handzettel wird der Petersdom in Rom als Beispiel für einen vorkonziliaren Volksaltar angeführt. In Wirklichkeit ging es aber in Rom nicht darum, zum Volk hin die hl Messe zu feiern, sondern nach Osten, zum Herrn hin; denn der Petersdom ist aus baulichen Gründen ausnahmsweise nicht nach Osten, sondern nach Westen ausgerichtet (siehe dazu Klaus Gamber, *Zum Herrn hin - Fragen um Kirchenbau und Gebet nach Osten*; Regensburg 1987, S. 36ff).

Die Verfasser des Geisenrieder Handzettels müssen sich fragen lassen, ob auch das neue Meßbuch nicht auf der Höhe ihres „neuen Liturgieverständnisses“ ist, denn selbst in ihm gehen die Rubriken ganz selbstverständlich von der gemeinsamen Gebetsrichtung von Priester und Gemeinde aus.

Robert Kramer

Anmerkung zum geplanten „Ökumenischen Kirchentag“

Im Jahre 2003, also in sechs Jahren, soll ein „Ökumenischer Kirchentag“ stattfinden, gemeinsam veranstaltet vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) und vom Deutschen Evangelischen Kirchentag. Das haben die Präsidien der beiden Gremien am 21. Mai bekanntgegeben. Über den Ort, an dem das Treffen stattfinden

soll, wurde noch keine Entscheidung getroffen. Beide Gremien bekräftigten auch ihre Entschlossenheit, sich für die „Abendmahlsgemeinschaft“ zwischen katholischen und evangelischen Christen während des „Ökumenischen Kirchentages“ einzusetzen, ohne diese jedoch zur Voraussetzung für die gemeinsame Veranstaltung machen zu wollen. Auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Leipzig (Juni 1997) und dem Katholikentag in Mainz 1998 soll der „Ökumenische Kirchentag“ durch „evangelisch-katholische Dialogveranstaltungen“ vorbereitet werden. (Vgl. DT, 22.5.1997).

Dies Planung gibt gewiß zu manchen Fragen Anlaß. Um welche Einheit wird es bei diesem gemeinsamen Treffen und seiner Vorbereitung gehen? Nach dem Willen Christi um die Einheit in der katholischen Fülle? Welche Auffassung von „Ökumenismus“ wird bei den von katholischer Seite kommenden Veranstaltern zugrunde liegen? Die vom 2. Vatikanischen Konzil und im Dekret über den Ökumenismus und einschlägigen späteren authentisch-kirchlichen Verlautbarungen gemeinte und beschriebene? Nach denen zu urteilen, wie die beiden Veranstalter in der letzten Zeit in Erscheinung getreten sind, besteht kein Anlaß, solches zu erwarten.

Der Deutsche Evangelische Kirchentag bietet seit langem ein Spiegelbild des protestantischen Subjektivismus und Pluralismus, bei dem nahezu „alles möglich“ und „alles erlaubt“ ist - bis hin zur Wiedereinführung förmlicher Götzenkulte. Dr. Siegfried Ernst hat in seiner Darlegung „Warum ich katholisch wurde“ diese Situation des Protestantismus in einigen Zügen beschrieben (Siehe Nr. 5. Seite 136, und Nr. 6, Seite 164). Ein weiteres Zustandsbild des Protestantismus gibt der „Ruf zur Umkehr“, der nun von evangelisch-lutherischen Christen, die ihrem Bekenntnis treu bleiben wollen, herausgebracht wurde; sie stellen in ihren Landeskirchen „grassierende Selbstzerstörung“ fest, zunehmende „Entchristlichung“ und „Verweltlichung“ mit Unterdrückung der Bekenntnistreuen (siehe den Auszug „Christentum in Selbstzerstörung“ auf der Seite 232 dieses Heftes). Weil sich dies alles auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag präsentiert, sind viele der „bekennenden“ evangelischen Christen zu der Über-

„**Frau im Priesteramt**“ stand über einem Veranstaltungshinweis in der Mindelheimer Zeitung - Türkheimer Telegramm vom 9.6.97. Der Text: „Frau im Priesteramt“ ist Thema eines Vortrages durch Pfr. Thomas Nierle von der altkatholischen Gemeinde Kaufbeuren-Neugablonz am Dienstag, den 10. Juni 97 im Pfarrheim von Türkheim. Die Veranstaltung beginnt um 20.00 Uhr auf Einladung des Pfarrgemeinderates.“ Kommentar: Man stelle sich einmal den bis in's Augsburger Ordinariat reichenden Aufschrei vor, wenn anstelle eines Altkatholiken, d.h. eines Häretikers, ein Priester der St. Petrus-Bruderschaft auf Einladung des Pfarrgemeinderates zu diesem Thema gesprochen hätte! *H.G.*

Für verrückt erklärt würde wohl auch heute noch jemand, der den Vorschlag machte, man solle Kaufleuten zwar Betrügereien gestatten, aber nur 25 Prozent ihres Einkommens dürften aus Betrügereien kommen. Doch eine weit schlimmere Regelung ist bereits Tatsache und wird anscheinend von niemandem mehr als verrückt, als pervers erkannt; sie gilt vielmehr schon als außergewöhnlich streng, und Betroffene klagen gegen sie bei Gericht: die bayerische Regelung, nach welcher Ärzte höchstens 25 Prozent ihres Einkommens aus Abtreibungen gewinnen dürfen. - So sehr hat Deutschland sich an Abtreibungen gewöhnt. *H.Fr.*

„**Einen freundlich-sportiven Wettkampf**“ erwartet der stellvertretende Leiter der Geschäftsstelle für den 93. Deutschen Katholikentag 1998 in Mainz zwischen einerseits den Angeboten des „offiziellen“ Katholikentages und andererseits den Angeboten der „Initiative Kirche von unten“ und der Initiative „Wir sind Kirche“, die das sogenannte Kirchenvolksbegehren durchgeführt hat und in seinem Sinne weiterwirkt. Vertreter der beiden Initiativen gehören zum Vorbereitungskomitee des Katholikentages (Vgl. DT, 10.6.1997). Doch einen „freundlich-sportiven Wettkampf“ kann es nur unter Gleichen geben. Ziele und Forderungen der beiden Initiativen aber kann man nicht mehr als katholisch bezeichnen. Sehen die Veranstalter des Katholikentages das nicht mehr? Oder sehen sie es noch nicht? Oder sind ihre Ziele ebenso wenig katholisch wie die der beiden Initiativen? *H.Fr.*

zeugung gekommen, an einem solchen pluralistischen „Kirchentag“ überhaupt nicht teilnehmen zu dürfen; sie haben statt dessen schon des öfteren einen „Gemeindetag unter dem Wort“ durchgeführt, wobei sie mit der Bezeichnung „unter dem Wort“ zum Ausdruck brachten, daß sie sich dem Offenbarungswort Gottes unterstellen wollen, wie es ihnen in der Hl. Schrift überliefert worden ist, statt (neu- oder liberal-protestantisch) die Bibel nur als eine Sammlung religiöser Schriften wie andere auch zu betrachten.

Wie soll nun die Gemeinschaft mit dem Pluralismus aussehen, der sich auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag darbietet?

Wie steht es mit dem anderen Veranstalter des geplanten „Ökumenischen Kirchentages“, mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken? Nun, was in den letzten Jahren von ihm zu hören war, läßt nicht erwarten, daß durch dieses Gremium auf einem „Ökumenischen Kirchentag“ die katholische Fülle gut vertreten würde, und mit dieser Fülle dann auch das Petrusamt des Papstes als von Jesus Christus eingesetztes „immerwährendes Prinzip und Fundament der Glaubenseinheit und Gemeinschaft“ (II. Vatikanum, Lumen gentium 18), obwohl gerade dies auch das Heilmittel für die protestantische Zerrissenheit wäre. Große Verbände wie der BDKJ und die Frauenbünde, die im Zentralkomitee der deutschen Katholiken mitbestimmen, kann man kaum mehr als katholisch bezeichnen (siehe den Beitrag „Frauen und die Kirche“ auf Seite 204 dieses Heftes). Die Initiativen „Kirche von unten“ und „Wir sind Kirche“ (bekannt durch das „Kirchenvolksbegehren“), die nun ebenfalls an der Planung für den Katholikentag mitwirken, waren von Anfang an in ihren Zielen und Forderungen nicht katholisch, und sie haben sich inzwischen auch nicht geändert. Interkommunion und „Konzelebration“ von katholisch sich nennenden Geistlichen und protestantischen Amtsträgern werden in nicht wenigen katholischen Gemeinden schon im angeblich „konstruktiven“ Ungehorsam oder „vorausseilenden Gehorsam“ praktiziert, ohne daß die Oberhirten - wenn überhaupt - energisch genug dagegen vorgingen.

Unter dem Einfluß des Zeitgeistes und so vieler dissidenten Theologen,

Geistlicher, Religionslehrer, Bildungsbeauftragter und Medienleute entwickelt sich bei gleichzeitiger Führungsschwäche der Bischöfe auch der deutsche Katholizismus mehr und mehr zu einem Gebilde ähnlich dem liberalen Protestantismus; dementsprechend wird auch der Unterschied zwischen Katholikentag und dem pluralistischen Deutschen Evangelischen Kirchentag immer kleiner. Bei gleichbleibender Tendenz dürfte es deshalb im Jahre 2003 eher zu einem Festival des Indifferentismus kommen als zu einem Treffen, das wahrer christlicher Einheit dient. Vielleicht kommt es auch zur Vereinigung des „liberalen Katholizismus“ mit dem „liberalen Protestantismus“ zu einer gemeinsamen neuen Konfession - und damit zu einer weiteren formellen Kirchenspaltung. Denn weder die „bekennenden“ evangelischen Christen noch die glaubenstreuen Katholiken würden bei dieser Vereinigung mitgehen.

„Bei gleichbleibender Tendenz“ sagten wir. Es steht zu hoffen, daß die deutschen Bischöfe in Einheit mit dem Papst und mit den noch gläubigen Katholiken durch tatkräftige Verkündigung der Glaubenswahrheiten und durch eine energisichere Kirchenführung im Sinne des Glaubens, begleitet von inständigem Gebet, eine Tendenzwende herbeiführen, so daß ein „Ökumenischer Kirchentag“, wenn er denn überhaupt stattfindet, dann auch wahrhaft der Einheit im Sinne Christi dient.

Heinz Froitzheim

Aus dem Dekret des 2. Vatikanischen Konzils über den Ökumenismus, Kapitel 1 „Die katholischen Prinzipien des Ökumenismus“:

Jesus Christus will, daß sein Volk durch die gläubige Predigt des Evangeliums und die Verwaltung der Sakramente durch die Apostel und durch ihre Nachfolger, die Bischöfe mit dem Nachfolger Petri als Haupt, sowie durch ihre Leitung in Liebe unter der Wirksamkeit des Heiligen Geistes wachse, und er vollendet ihre Gemeinschaft in der Einheit: im Bekenntnis des einen Glaubens, in der gemeinsamen Feier des Gottesdienstes und in der brüderlichen Eintracht in der Familie Gottes.

Das jüngste Heft von „30 Tage“ brachte ein Interview mit Delizia Cirolli, einer heute 32 Jahre alten Krankenschwester. Frau Cirolli wurde 1976 - dem Tode nahe - nach einem Besuch in Lourdes von einem Osteosarkom im linken Knie geheilt. Ihre Heilung ist das bisher letzte anerkannte Wunder und das 76. anerkannte Wunder seit den Erscheinungen von 1858 in Lourdes („30 Tage“, 3/1997; Pomerotter Weg 15, D-5207 Aachen). Zur Frage, ob auch heute noch Wunder in Lourdes geschähen, und zur Bedeutung des Wunders sagte Frau Cirolli in dem Interview:

Ich war ein Kind wie so viele andere, die leider an derselben Krankheit litten. Ich war damals nichts Besonderes und bin auch heute nichts Besonderes. Ich weiß nicht, warum die Gnade Gottes gerade auf mich herabgekommen ist und mich geheilt hat. Ich denke, niemand kann den Grund für diese Wahl erklären, die ja völlig unverdient, reines Geschenk ist.

(...) In Wirklichkeit geschehen auch heute noch Wunder: ich begleite jedes Jahr zusammen mit anderen freiwilligen Helfern der Unitali Kranke nach Lourdes. Auf diesen Wallfahrten habe ich viele Wunder erlebt. Es waren aber nicht immer Heilungen von körperlichen Leiden. Oft geschahen innere Heilungen, die sich in der Tiefe des Herzens ereigneten. Die Bekehrung zum Herrn und die Fähigkeit, eine unheilbare Krankheit frohgemut annehmen zu können, ist ein ebenso großes und ergreifendes Wunder wie die Heilung eines Beines (...).

Ich spreche nur selten davon. Ich stelle mich nicht gerne in den Mittelpunkt: Was an mir geschehen ist, hätte Gott auch bei jedem anderen wirken können. Ich erzähle es nur, wenn ich merke, daß jemand ein Wort der Hoffnung braucht. Nur einige wissen davon, ich möchte es auch nicht allen erzählen. Ich habe, Angst, daß man mich wie ein seltenes Tier im Zoo betrachtet (...).

Manchmal kann es anderen Menschen jedoch helfen, wenn sie meine Geschichte hören und von dem Wunder erfahren, das an mir geschehen ist. In einem solchen Fall ist es meines Erachtens richtig, wenn ich davon spreche. Wenn ich also schweren Herzens in diesem Interview darüber spreche, so nur, weil ich nicht schweigen darf, sondern diese großartige „Sache“ erzählen muß. Ich wäre egoistisch, wenn ich alles für mich behalten würde. Wenn ich erzähle, was an mir geschehen ist, so kann dies für viele andere Grund zur Hoffnung sein, vor allem für die Leidenden. Was an mir geschehen ist, geht nicht nur mich etwas an. Es ist ein Zeichen der Gegenwart

Zeit im Spektrum

Gottes in der Welt, die in mir konkret sichtbar geworden ist.

Zahlen gegen Behauptungen

Gegen die Behauptung, nach „Ausstieg“ aus dem staatlichen System der Schwangeren-Beratung würden die kirchlichen Beratungsstellen keine Frauen in Konfliktsituationen mehr erreichen, wandte sich Erzbischof Dr. Joh. Dyba in seinem Wochenkommentar im „Bonifatiusboten“ mit konkreten Zahlen (siehe „Deutsche Tagespost“, 27.5.1997). U.a. schrieb der Erzbischof:

Das Bistum Fulda ist nie aus der Beratung „ausgestiegen“, sondern sein SKF (Sozialdienst katholischer Frauen, Red.) verzichtet seit 1993 lediglich auf die Ausstellung des sogenannten Beratungsscheines, der nach der neuen Abtreibungsgesetzgebung für die straffreie Tötung des ungeborenen Kindes verlangt wird.

Allen Mutmaßungen und Unkenrufen zum Trotz hat sich dieses Fuldaer Modell kirchlicher Beratung in den folgenden Jahren hervorragend bewährt.

Die Zahl der ratsuchenden Frauen ist nie zurückgegangen - wie uns lauthals prophezeit wurde -, sondern im Gegenteil noch angestiegen.

So hatten wir:

1992: 2795 Beratungsfälle (einschl. derer mit Beratungsschein)

1993: 2977 Beratungsfälle (von hier ab ohne „Schein“-Ausstellung)

1994: 3125 Beratungsfälle

1995: 3288 Beratungsfälle

1996: 3356 Beratungsfälle

und 1997 sind unsere Beratungsstellen nach Auskunft des SKF weiterhin voll ausgebucht. Unsere Beraterinnen haben uns auch wissen lassen, daß sich die Beratungsklientel im großen und ganzen nicht geändert hat. Es handelt sich natürlich bei der Mehrzahl auch hier um Fälle mit Konflikten und Schwierigkeiten, denn wo diese nicht vorhanden sind, wird eine Frau wohl kaum eine Beratungsstelle aufsuchen.

Aufschlußreich dürften in diesem Zusammenhang auch einige Vergleiche

sein. So standen 1995 den 3288 Beratungsfällen in den fünf Beratungsstellen des hessischen Teils des Bistums Fulda nur 2845 Beratungsfälle in den neun Beratungsstellen des hessischen Teils des Bistums Limburg gegenüber - obwohl dort weiterhin Beratungsscheine ausgegeben werden.

Die aktive Beratungstätigkeit in Fulda zeigt sich auch an den vom Land Hessen gezahlten Unterstützungen für die Beratungsstellen der Diözesen.

Im Jahr 1995 erhielten in Hessen

Bistum Limburg 124 650 DM

Bistum Mainz 99 990 DM

Bistum Fulda 157 480 DM

Es werden also in vergleichbaren Bistümern, die nach staatlicher Vorschrift Beratungsscheine ausstellen, keineswegs mehr Frauen erreicht als bei uns.

Besonders kraß ist die Lage im Erzbistum Berlin. Dort ist der prozentuale Anteil der kirchlichen Schwangerenkonfliktberatung in letzter Zeit von 1,4 % auf 0,7% (!) gesunken.

0,7% - obwohl der Schein angeboten wird, - wer will da noch von effektiver Beratung sprechen, die „alle“ Frauen erreicht? (...)

Daß eine freie kirchliche Beratung mit Erfolg möglich ist, hat sich im Bistum Fulda klar gezeigt. Daher sollte man sich endlich aus dem eingestandenen Dilemma befreien und klare Konsequenzen ziehen.

Mißgriffe bei der Zulassung der Weihelikandidaten

„Zahlreiche Mißgriffe“ bei der Beurteilung der Weihelikandidaten für das Priesteramt auf Zulassung oder Nicht-Zulassung gab es in der letzten Zeit und gibt es noch - so der Kirchenrechtler Prof. Dr. Georg May in einer Untersuchung über „Gewährung und Versagung der Zulassung zur Weihe“, die nun aus der Festschrift „Theologia et Jus Canonicum“ (für Heribert Heinemann) in „Theologisches“ übernommen wurde (Mai 1997, Sp.171 ff). Unter den Ursachen für die Mißgriffe führt Prof. May auf:

Erschwerend kommt hinzu, daß in dem nachkonziliaren Klima vielerorts von den Vorgesetzten Erwartungen an die Alumnus geknüpft werden, die sich nicht aus dem Wesen des Priestertums und aus den notwendig zu erfüllenden Aufgaben des Priesters ergeben, sondern ihre Wurzel in pseudowissenschaftlichen, vor allem pseudotheologischen und pseudopsychologischen Aufstellungen haben. Um nur den häufigsten Fall zu erwähnen: Wer vor dem heute gängigen „Priesterbild“, das sich weit von den Vorgaben des Trienter und des Zweiten Vatikanischen Konzils entfernt hat, nicht bestehen kann, bei dem lassen sich leicht

die Mängel ausfindig machen, die zur Abweisung von der Weihe führen.

– In der Gegenwart ist, wie oben angedeutet, in den allermeisten deutschen Diözesen eine theologische Richtung herrschend geworden, die den Wert und die Tauglichkeit von Personen für den kirchlichen Dienst hauptsächlich nach Kriterien wie Fortschrittlichkeit, Aufgeschlossenheit, Veränderungsbereitschaft, was immer darunter zu verstehen sein mag, bemißt. Gegenüber diesen Beurteilungsmaßstäben treten Gesichtspunkte wie Gläubigkeit, Kirchlichkeit und Frömmigkeit in den Hintergrund.

Mag diese Wertungstafel auch vorwiegend von Theologen und Seminarvorgesetzten aufgestellt und angewandt werden, so haben sich doch zahlreiche Bischöfe davon beeindruckt gezeigt und sie regelmäßig übernommen.

Wenn diese Sichtweise dazu führt, daß nach richtiger Einschätzung geeignete Alumnus vom Priestertum ferngehalten werden, ist es Sache der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramente, korrigierend einzugreifen. Sie kann nicht untätig zusehen, wie der Kirche Berufungen verlorengehen.

Christentum in Selbstzerstörung

Auf den Kongreß „Reformation heute“, bei dem am 26.10.1996 in Wittenberg in Erinnerung an Luthers Thesenanschlag von 1517 wiederum 95 Thesen an die Schloßkirche angeschlagen wurden - diesmal von Kreisen der „Bekennenden Gemeinschaften“ und zur Erneuerung der „verweltlichten Kirche der Reformation“ -, wurde in Nr.3/1997, S. 91 schon kurz hingewiesen. Unter dem Titel „Ruf zur Umkehr“ wurden nun die 95 Thesen, die Referate des Kongresses und die Ansprachen beim Thesenanschlag in Buchform veröffentlicht (Stephanus Edition, Uhldingen 1997, 208 Seiten). Aus dem Vortrag „Die Selbstzerstörung des Christentums überwinden“ des Bremer evangelisch-lutherischen Pastors Prof. Dr. Dr. Georg Huntemann (S.145 ff) entnehmen wir das folgende Zustandsbild des - laut Huntemann - in Selbstzerstörung befindlichen Christentums in den Evangelischen Landeskirchen.

Selbstzerstörung des Christentums beginnt mit dem Ungehorsam gegenüber dem Worte Gottes. Ein bedeutender Kirchenmann schrieb unlängst in aller Offenheit über die Bedeutung der Bibel im evangelischen kirchlichen Christentum heute: „Aus einem Buch mit offener Lehre wurde eine Bibliothek menschlicher Schriften mit zeitgebundenen, sich wandelnden und kontrastierenden Aussagen.“ Die Bibel sei für den nachdenklichen und mündigen Christen von heute eben zeitgebunden und wider-

spruchsvoll. Ich frage, warum liegt sie dann noch auf dem Altar? Warum berufen wir uns dann noch auf sie?

Ein sehr bedeutender und aktueller Mann der Kirche, hoch angesehen, namens Günter Kegel, meint, daß das Schriftprinzip, nach dem die Kirche in allem, was sie lehrt, sich auf die Bibel berufen müsse, abgeschafft werden sollte. Er meint, damit entfalle der Zwang, zu einer Maskerade der Interpretation zu greifen (...).

Und nun kommt das Schockierende: Würde man von der Unfehlbarkeit der Bibel ausgehen, so folgert dieser rheinische Theologe, dann wäre „die ganze akademische Theologenschaft eine einzige Bande von Irlehrern“. Und wenn man heute konsequent aufgrund der Aussagen von Bibel und Bekenntnis Lehrzuchtverfahren durchführen würde, dann würde dieses Verfahren „zum Gerichtsurteil über weite Teile der deutschen Theologieprofessorenschaft werden“. Das sagt ein in kirchlichen Kreisen hoch angesehener Theologe. Ich wiederhole, das habe nicht ich, das hat ein Mann der Kirche gesagt.

Wenn wir das zusammenfassen, dann lebt also eine ganze „Bande“ von Theologen außerhalb der in den Landeskirchen geltenden Legalität, widerspricht den Inhalten der Bibel und den verpflichtenden kirchlichen Bekenntnissen und müßte eigentlich rechtens durch Lehrzuchtverfahren außer Amt gesetzt werden. Aber man tut es nicht. Es sind ja schon zu viele, was bleibt da noch übrig? Wer will da noch der Behauptung entgegenreten, daß dem Christentum in den Evangelischen Landeskirchen die Selbstzerstörung droht. Sollte es denn unmöglich sein, hier von einem Verrat des Christentums, eben von einer verratenen Religion zu reden? Ist in der Kirche alles möglich? Kann alles geglaubt, gepredigt, bekannt und auch getan werden? Werden keine Grenzen mehr gesetzt?

Ist der Sozialstaat noch zu retten?

Zehn Thesen zum notwendigen Umbau des Sozialstaates trägt Prof. Dr. Lothar Roos, Ordinarius für Christliche Gesellschaftslehre und Pastoralsoziologie an der Universität Bonn, in einem neuen Heft der Reihe „Kirche und Gesellschaft“ unter dem Titel „Der Sozialstaat im Spannungsfeld zwischen Solidarität und Subsidiarität“ vor (Nr.240; Kath. Sozialwissenschaftliche Zentralstelle, Brandenberger Str.33, D-41065 Mönchengladbach). Hier einige Auszüge aus dem Heft.

Die gegenwärtige jüngere Generation ist in eine menscheitsgeschichtlich bisher unbekannte Wohlstandsgesellschaft

hineingewachsen. Der revolutionäre Charakter dieses technisch-ökonomisch bedingten Befreiungsschubs ist ihr insofern wenig bewußt, als sie die vorausgehende Armutsgesellschaft ihrer Großeltern nicht mehr erlebt hat. Was in den beiden ersten Jahrhunderten der Industriegesellschaft einschließlich der Wiederaufbauzeit nach dem Zweiten Weltkrieg nur einer allmählich wachsenden Oberschicht zur Verfügung stand, ist jetzt quasi zum Allgemeingut geworden. Am Ende dieser Entwicklung hat und fordert jeder ein Recht auf kurze Arbeitszeit, gutes Einkommen, entsprechende Freizeit- und Urlaubsaktivitäten, auf einen umfassenden sozialen Schutz und eine krisensichere Gesellschaft. Man empfindet sich mehr und mehr frei von den Fesseln knapper wirtschaftlicher Ressourcen. Dabei verbreitete sich immer deutlicher die sozio-technische Illusion, eine reiche und sichere Gesellschaft sei eine Sache der politisch-gesellschaftlichen Superstrukturen in der Gestalt des Staates und der etablierten Wirtschaftsverbände, die ihre Leistungen erbringen, ohne daß man ein entsprechendes persönliches Ethos aufbringen muß(...)

Auf einen kurzen Nenner gebracht: Es verbreitete sich allmählich eine „Vollkasko-Mentalität“, die eine „Rundumversorgung“ in allen Lebenslagen für selbstverständlich hält. Wodurch der Sozialstaat dies kann, tritt bewußtseinsmäßig in den Hintergrund. Der Sozialstaat erscheint nach einem öfter zitierten Wort wie eine „Kuh, die im Himmel gefüttert und auf Erden gemolken wird“(...)

Der Sozialstaat hat seine eigentliche Bewährungsprobe noch vor sich. Wir müssen jetzt lernen, ihn in einer eher stagnierenden Wirtschaft, bei sinkenden Realeinkommen und einem mit bisherigen Methoden nicht mehr ausgleichbaren Arbeitsmarkt umzubauen. Dies erfordert eine gewaltige geistige, ethische und politische Anstrengung (...).

Negativ überlagert wird diese Entwicklung durch die zunehmende demographische Belastung des Solidarsystems. Die Geburtenlücke könnte übrigens bereits durch den Verzicht auf die derzeit registrierten „legalen“ Abtreibungen fast geschlossen werden (...).

Die langfristig gravierendste Form der Entsolidarisierung in unserer Gesellschaft ist die faktische Kündigung der demographischen Solidarität zwischen den Generationen. Wenn es nicht gelingt, die fundamentale Solidargemeinschaft der Familie zu regenerieren, hat der Sozialstaat eine unsichere Zukunft (...).

Bei der Diskussion um die Zukunft des Sozialstaates bzw. die Ursachen seiner Inanspruchnahme sollte man zumindest im kirchlichen Bereich den Mut haben, auf moralische Ursachen von Armut bzw. Leistungsmissbrauch hinzuweisen.

Prof. Dr. Anton Rauscher, em. Professor für christliche Gesellschaftslehre an der Universität Augsburg, befaßte sich in einem Vortrag vor dem Initiativkreis katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg mit den katholischen Verbänden in Geschichte und Gegenwart.

Er zeichnete die Dynamik der Verbände nach, wie sie im vergangenen Jahrhundert in einer kirchenfeindlichen Zeit entstanden sind und in die Gesellschaft hineingewirkt haben. Aus dem Festhalten am katholischen Glauben, aus der Bindung an den Heiligen Vater aus dem Miteinander von Klerus und Laien habe sich ein wirkungsvolles Engagement in der Gesellschaft ergeben. Heute hätten die Verbände durch überzogene Selbstbestimmung und durch einen Horizontalismus, der sich von Gott abgelöst habe, ihre Funktion als Sauerteig in der Gesellschaft eingebüßt. Sie seien nicht mehr katholisch. Demgegenüber bildeten sich neue Gruppierungen, die sich fragten, wie sie Salz der Erde sein könnten. Sie bemühten sich um ein klares christliches Profil und verträten deutlich christliche Werte. Es gehe heute auch um die Erneuerung des Gebetes und der sakramentalen Verbindung mit Christus. Die Verbindung mit dem Heiligen Vater verhindere einen schädlichen Partikularismus. Einen schwerwiegenden Mangel, das Schweigen in der Öffentlichkeit, gelte es zu überwinden. Mit einer angemessenen Sprache müsse man sich mit Wort und Schrift in der Öffentlichkeit Gehör verschaffen.

Gerhard Stumpf

Statistik der Priesterweihen in Deutschland

1962:	557
1965:	500
1968:	411
1979:	178
1989:	297
1995:	186
1996:	179

„Steh auf, Herr Gott, erhebe Deine Hand; vergiß die Armen nicht“ (Ps. 9,34, Tractus aus der Votivmesse von Jesus Christus dem Hohenpriester)

Quelle: Informationsblatt der Priesterbruderschaft St. Petrus

Eucharistie - Synthese und Höhepunkt christlichen Glaubens

Zum Angelusgebet am 25. Mai formuliert der Hl. Vater einige Gedanken im Hinblick

Nachrichten Berichte

auf den eucharistischen Weltkongreß in Breslau.

„Von der trinitarischen Liebe geht der Gedanke zum Geheimnis der Liebe, das in der heiligen Eucharistie kund wird. ... In der Eucharistie findet sich die Synthese und der Höhepunkt des Christentums. Unter den Gestalten des konsekrierten Brotes und des konsekrierten Weines lebt Christus unter den Seinen weiter, vergegenwärtigt immerfort das Opfer von Golgotha und wird zur Speise und zur Stärkung für sein Volk.

Das eucharistische Geheimnis betrifft in der Linie der erlösenden Menschwerdung direkt nur Christus, doch ist in ihm die ganze Dreifaltigkeit mit einbezogen. Tatsächlich realisiert sich die eucharistische Gegenwart in der Kraft des Heiligen Geistes, und alles geschieht im Angesicht des Vaters, der im eucharistischen Brot fortfährt, aus seinen eingeborenen Sohn zu schenken; dieser bringt im Namen der ganzen Schöpfung ihm das Opfer des Lobes dar.“

Quelle: *L'Osservatore Romano* vom 30. Mai 1997 Nr. 22, S. 1

Kirchlich anerkannte Gemeinschaften und Bewegungen sind keine Sekten

Erzbischof Christoph Schönborn, Wien, stellt klar, daß es keine innerkirchlichen Sekten geben kann. Er analysiert den Begriff Sekte, geht auf einzelne Vorwürfe ein, warnt vor einem irreführenden Sprachgebrauch und bietet eine klare Orientierung.

Quelle: *Quelle: L'Osservatore Romano* vom 30. Mai 1997 Nr. 22, S. 9 - 12

Evangelisation der Völker bleibt zentrales Anliegen der Kirche

Das Werk der Glaubensverbreitung feiert in diesem Jahr sein 175jähriges Gründungsjubiläum. Im Rahmen der Festwoche vom 8. bis 16. Mai wurde die Tätigkeit des Werkes gewürdigt und missionarische Persönlichkeiten vorgestellt.

Kardinal Tomko: „Der Heilige Geist ist die Hauptfigur der Mission und wirkt

auch in unserer Zeit an erster Stelle bei der Neuevangelisierung“. Es sei der Geist, der den Gläubigen die Fähigkeit zum Zeugnis Jesu Christi in Worten und noch mehr im Leben bis hin zum Martyrium verleihe. Seit den Anfängen sei die Verbindung zwischen Mission und Martyrium offensichtlich gewesen und sei im Laufe der Jahrhunderte nie unterbrochen worden. Noch heute sei die Kirche eine Kirche der Märtyrer. Der Sendungsauftrag Christi stehe noch an den Anfängen. Denn zwei Drittel der Menschheit kennen Christus noch nicht. Die katholische Kirche hat 1 Milliarde Gläubige. Ihr Anteil an der Weltbevölkerung fällt jedoch ständig zurück, da sich die Weltbevölkerung rascher vermehrt als die Katholiken.

P. Arij A. Roest Crolius: „Die christliche Botschaft ist nicht in erster Linie die Predigt moralischer Prinzipien, sondern die Botschaft vom Heil. ... Der Missionar ist ein Diener der Kirche, ihrer Einheit und ihrer Unterschiede, in einem Wort ihrer Katholizität. ... Die missionarische Spiritualität wird gelebt, indem man das Reich Gottes verkündet und auf dessen Ankunft wartet.“

Quelle: *Quelle: Internationaler Fides Dienst* vom 16. Mai 1997, S. 243 - 255

Einweihung des Heiligtums unserer lieben Frau von Europa

Gibraltar: Erste Zeugnisse über das Marienheiligtum von Gibraltar stammen aus dem 8. Jahrhundert. Nach der muslimischen Invasion wurde das Heiligtum in eine Moschee umgewandelt, seit 1309 wieder als christliche Kultstätte benutzt. Zwischen den Weltkriegen wurde es von den Engländern in ein Gefängnis und Lagerhaus umgewandelt und kehrte erst vor zwei Jahren zu seinem ehemaligen Glanz zurück. Zur Einweihung des Heiligtum sandte Papst Johannes Paul II. eine Botschaft und forderte zum Gebet auf, „damit das Europa des dritten Jahrtausends ein Ort des Friedens, der Harmonie, der Freiheit und des Respekts für das Leben und die menschliche Würde sein möge“.

Quelle: *Internationaler Fides Dienst* vom 16. Mai 1997, S. 255

Hinwendung zum Glauben im kommunistischen China

China: Der zunehmende religiöse Glaube unter den Mitgliedern der Kommunistischen Partei bereitet den Führungsgremien seit geraumer Zeit Sorge. Im Jahr 1995 erhob die zentrale Disziplin- und Kontrollkommission der Kommunistischen Partei, daß 7 bis 9% der Parteimitglieder religiösen Organisationen beige-

treten waren und regelmäßig an deren Aktivitäten teilnahmen. Die meisten Bekehrungen gibt es vor allem in den Großstädten. Aus den Untersuchungen des Zentralausschusses geht hervor, daß 39,9% der Mitglieder, die sich zum Glauben bekehren eine höhere Ausbildung besitzen und 27 % Selbständige oder Intellektuelle sind. Die Bekehrung zum Glauben scheint demnach eher von intellektueller Reife zu zeugen als ein „Abfallen in den Aberglauben“ zu sein, wie dies von der kommunistischen Presse kommentiert wird.

In den Dörfern der Umgebung von Peking mit katholischer Mehrheit ist die Kriminalität fast inexistent.

Quelle: Internationaler Fides Dienst vom 9. Mai 1997, S. 238

Kirchen- und Katholikenverfolgung

Ruanda: Am 11. Mai wurden im Süden Ruandas zwei Priester überfallen und ermordet.

Zaire: Ein Franziskanerpater und zwei Katechisten wurden am 5. Mai von irregulären Soldaten entführt.

Sudan: In einem Schreiben an die Regierung bezeichnen die Bischöfe die systematische Zerstörung und Enteignung ohne Vorwarnung und Entschädigung des von Einzelnen und Gemeinschaften legal erworbenen Besitzes als Gewaltakte. Schon mehrfach wurden im Sudan kirchliche Einrichtungen willkürlich zerstört.

Quelle: Internationaler Fides Dienst vom 16. Mai 1997, S. 257

Prof. Dr. Walter Brandmüller, Vortrag vor dem IKA Augsburg

Professor Walter Brandmüller sprach am 8. Juni vor dem Augsburger Initiativkreis über drei Gestalten des 16. Jahrhunderts, die auch unserer Zeit noch etwas zu sagen haben, nämlich über Thomas Morus, John Fisher und Petrus Canisius. Ist für alle drei Persönlichkeiten derselbe geistige Hintergrund des Humanismus mit dem wiederentdeckten kulturellen Erbe der christlichen und klassischen Antike und gleichzeitigen Auseinandersetzung mit den Strömungen der Reformation gemeinsam, so kommen für Thomas Morus und John Fisher noch englische Besonderheiten hinzu. Es sind die vom 14. Jahrhundert ausgehenden Ideen, den Einfluß der römischen Kirche vor allem in rechtlicher Hinsicht zu beschneiden, z.B. bei der Besetzung kirchlicher Benefizien. In diese antirömische Stimmung ist Heinrich VIII. bestreben seine erste Ehe mit päpstlicher Zustimmung zu lösen, hineingestellt. Mit Hilfe des Juristen Thomas Cromwell und des zum Erzbischof von Canterbury eingesetzten Cran-

mer wird König Heinrich VIII. zum Oberhaupt der Kirche von England proklamiert und von den Untertanen der Supremationseid mit der besonderen Loyalität gegenüber dem König verlangt. Diese Forderung wird nicht flächendeckend durchgesetzt, sondern zielt auf Persönlichkeiten ab, die in Gesellschaft, Politik und Kirche Rang und Ansehen haben. Dazu zählen auch der ehemalige Lordkanzler Thomas Morus und der Bischof John Fisher. Und hier zeigt sich vor der Unausweichlichkeit der Forderung nach Unterwerfung die Größe der inneren Freiheit von Morus und Fisher. Obwohl alle Großen des Reiches, einschließlich der Bischöfe, den geforderten Treueeid leisten, verweigern Thomas Morus und John Fisher diesen. Alle vorausgehenden Verdienste um das Land und den König, alle gesellschaftlichen und menschlichen Beziehungen, der Verlust von Ehrenstellen und Vermögen, im Fall von Morus die Trennung von der Familie, hindern sie nicht, das Zeugnis für die Wahrheit abzulegen.

Petrus Canisius, 1521 geboren, der erste Deutsche, der in den neuen Reformorden der Jesuiten eintritt, kann schon in jungen Jahren verhindern, daß das Erzbistum Köln in ein weltliches Fürstentum umgewandelt wird. In den nachfolgenden Jahren ist er rastlos tätig für die innere Reform der Kirche als Prediger, Hochschullehrer, Verfasser von Katechismen, Berater von Fürsten und Bischöfen, Teilnehmer am Tridentinischen Konzil und wird so zum zweiten Apostel Deutschlands. So kann er viele protestantisch gewordene Mitbürger für die Kirche zurückgewinnen. Seine menschliche Größe zeigt sich vor allem auch darin, daß er 1569 von der Leitung der oberdeutschen Ordensprovinz abgesetzt ohne Murren und im Gehorsam gegenüber der Ordensleitung nach Fribourg in der Schweiz geht und weiterhin unermüdlich bis zu seinem Tod 1597 für die Kirche arbeitet.

Hubert Gindert

Kongreß der Europäischen Ärzttaktion am 7. Juni 97 in Neu-Ulm

Auf dem Kongreß der Europäischen Ärzttaktion in Neu-Ulm sprach Dr. Bernard Nathanson, manchem Leser bekannt durch den Film „Der stumme Schrei“. Nathanson war einmal Leiter einer der größten Abtreibungskliniken in den USA. Als er in seiner unterkühlten amerikanischen Art sagte: „An meinen Händen klebt das Blut von 75.000 abgetriebenen Kindern“, war wohl jeder Zuhörer schockiert. Aber hier zeigt sich auch die Größe der Gnade Gottes. Zur Erkenntnis gekommen, daß es sich bei

den Föten im Mutterleib um wirkliches menschliches Leben und nicht um irgendein Zellgewebe handelt, tat Nathanson seither alles, um ungeborene Kinder zu retten. Vor einem Jahr ist er katholisch geworden. Der zweite Redner Professor Marx, konnte schlüssig aufzeigen, daß die internationalen Kampagnen zur Empfängnisverhütung und Abtreibung nicht nur engstens zusammenhängen und sittlich verwerflich sind, sondern auch auf den falschen Behauptungen einer gefährlich wachsenden Bevölkerungszahl beruhen. Tatsächlich geht weltweit die Fruchtbarkeit und die Kinderzahl drastisch zurück. Europa und Nordamerika gehen auf eine Vergrößerung der Bevölkerung zu mit allen sozialen Folgen, die der Euthanasie den Weg bereiten. Der Vertreter der „Juristenvereinigung für das Leben“, Büchner, sprach die rechtliche Seite der Abtreibungsproblematik an. Er hielt auch vom juristischen Aspekt her das Verbleiben der kirchlichen Beratungsstellen im staatlichen System der Schwangerenkonfliktberatung für nicht vertretbar. Im Schlußreferat berichtete Dr. Ernst aus seinem langjährigen Engagement für die ungeborenen Kinder.

Hubert Gindert

Erster Gebetstag „Die Frau aller Völker“ am 31. Mai 97 in Amsterdam

Der erste Gebetstag „Die Frau aller Völker“ führte 56000 Teilnehmer im Kongreßzentrum in Amsterdam zusammen. Mit dem Bischof von Amsterdam Msgr. Henrik Bomers zogen 50 Priester und die Vertreter von ebensoviel Nationen mit ihren Bannern in die weite Halle ein. Auch die Diözese Augsburg war, organisiert von der Legio Mariens, mit ca. 50 Teilnehmern vertreten. Der Gebetstag begann mit einer Anbetung des Allerheiligsten. Anschließend sprach S.E. Paul Maria Hnilica aus Rom über Maria, die Frau aller Völker und ihre Miterlörschaft. Zum Abschluß des Vormittags wurde das Weihegebet, mit dem der Hl. Vater am 25. März 1984 die Welt und alle Völker der Gottesmutter geweiht hatte, gebetet. Am Nachmittag ergriff Pater Paul Maria Sigl das Wort über die Bedeutung der Frau aller Völker für Kirche und Welt von heute. Es ging dabei um die besondere Rolle der Gottesmutter für die Bekehrung der Herzen und für ein sakramentales Leben. Dabei kam er auf das noch ausstehende Dogma von Maria der Fürsprecherin, der Miterlörsin und der Mittlerin aller Gnaden zu sprechen.

Alois Bogner, Fatima Apostolat für die Erzdiözese München-Freising.

Ulrich Nersinger: Soldaten des Papstes - Eine kleine Geschichte der päpstlichen Garden, Mayer und Comp. Verlag, Klosterneuburg - W, ÖS 70/ DM 10.- Bestelladresse für Deutschland: U. Nersinger, Laurenzberg Weg 5, D-52249 Eschweiler.

Dem Rombesucher und dem Zuschauer von Fernsehsendungen zu Großveranstaltungen auf dem Petersplatz oder in der Peterskirche sind die farbenfroh gekleideten Soldaten des Papstes wohl vertraut. Aber nicht jeder weiß, daß dazu einmal neben der päpstlichen Gendarmerie, die Nobelgarde, die Schweizergarde und die Palatingarde gehörten, von denen die Palatin- und die Nobelgarde sowie die Gendarmerie von Papst Paul VI. 1970 aufgelöst wurden. Kaum bekannt sind Geschichte, Organisation und die spezifischen Aufgaben der päpstlichen Corps. Ulrich Nersinger, Chorherr des Stiftes Klosterneuburg und Experte für vatikanische Interna, beschreibt diese in einer kleinen Schrift mit dem Titel „Soldaten des Papstes - eine kleine Geschichte der päpstlichen Garden“.

Hubert Gindert

Roman Morandell: Morgenpsalm des Lebens - Skizzen und Erinnerungen, Christiana-Verlag, 1996, DM 19,80, öS 164, sF 18,00.

Das Leben und die Entwicklung des Künstlers und Priesterdichters Roman Morandell in einer Abfolge von kurzen Episoden.

Die Kindheit in Südtirol und die Schuljahre in Salzburg bilden den Schwerpunkt der Schilderungen. Morandell erzählt in einer kraftvoll-eleganten Sprache. Die Texte sind illustriert mit feingeritzten Bildern in Schwarzweiß. Es ist kein nostalgischer Rückblick. Das ganze Spiel des Lebens mit Freude, Leid und Düsternis zieht vorbei. Es mündet mit Dank und Vertrauen in Gott ein mit einem Lobgesang auf den Herrn bereit für das Finale des Lebens. Eine lesenswerte Lektüre!

Hubert Gindert

Stefan Heid, Zölibat in der frühen Kirche. Die Anfänge einer Enthaltensamkeitspflicht für Kleriker in Ost und West; Schönigh-Verlag, Paderborn 1997, 339 Seiten, DM 39,80, ISBN 3-506-73926-3.

Manchem Leser dürfte das glänzende Büchlein des Kurienkardinals Alfons M. Stickler zum Zölibat bekannt sein (Der Klerikerzölibat, Kral-Verlag, Abersberg 1993). Wer es gelesen hat, weiß, daß in letzter Zeit einige neue Erkenntnisse über die geschichtlichen Wurzeln des Zölibats ans Licht kamen. Demnach hat

es eine Art Zölibat eben doch schon von Anfang an in der Kirche gegeben. Nun ist im Schönigh-Verlag von dem Kirchenhistoriker Stefan Heid ein beachtliches Werk zu diesem Thema vorgelegt worden. Kurz gesagt, kann Heid die Behauptungen des Kardinals für die frühe Kirche vollauf bestätigen. Es gab zwar neben den unverheirateten auch verheiratete Kleriker. Aber vieles spricht dafür, daß alle Kleriker vom Tag ihrer Weihe an in völliger geschlechtlicher Enthaltensamkeit leben mußten. Verheiratete Diakone, Priester und Bischöfe mußten also eine Josefsehe führen. Die vielen verheirateten Priester in der frühen Kirche sind demnach kein Argument gegen den heutigen Zölibat.

Wenn man das liest, braucht man sich nicht mehr zu wundern, daß Bücher in französischer und englischer Sprache, die vor einer Reihe von Jahren zu ähnlichen Resultaten geführt haben, in der deutschen Theologie bisher fast völlig unbeachtet geblieben sind. Heid kann hier nur an Stickler anknüpfen (S. 17). Ein frühkirchlicher „Enthaltensamkeitszölibat“ paßt nicht gut zu der Sprachregelung, an die man sich gewöhnt hat, wonach der Zölibat eine recht späte Sache sei und deshalb im Grunde genommen jederzeit wieder abgeschafft werden könne. Jetzt muß man doch eher sagen, daß der Zölibat wirklich bis ins Neue Testament selbst hineinreichen dürfte.

Aber damit nicht genug. Der in Zölibatsdiskussionen Gestählte weiß, daß man sich regelmäßig auf das erste ökumenische Konzil von Nizäa beruft, wenn es darum geht, gegen den Zölibat Front zu machen. Alle Teilnehmer hätten sich dort gegen eine Enthaltensamkeit für Kleriker ausgesprochen. Ausgerechnet von vielen Kirchenhistorikern, die es doch eigentlich besser wissen müßten, wird nach wie vor diese Episode, die mit dem Namen des Bischofs Pafnutius verbunden ist, für bare Münze genommen. Bei Heid liest man dagegen gleich eingangs, daß diese Episode seit nun schon dreißig Jahren von einem damals noch Ostberliner Experten ins Reich der Legende verwiesen wurde (S. 13 - 16).

Nach diesem Einstieg geht dann Heid in sechs langen Kapiteln, angefangen von Jesus Christus, die ganze Kirchengeschichte bis zum 7. Jahrhundert durch. Hier ist nicht der Ort, auch nur die wichtigsten Ergebnisse zu referieren.

Allgemein kann man sagen, daß Heid sorgfältig alle lateinischen und griechischen Texte der damaligen Bischöfe und Theologen untersucht (immer in deutscher Übersetzung). Daraus ergeben sich dann interessante Einblicke in die Situation des Zölibats in Nordafrika, Italien, Frankreich und Spanien und auch im Osten (Ägypten, Palästina, Türkei). Viele Texte, die scheinbar gegen einen Zölibat

zu sprechen scheinen, erhalten einen ganz neuen Sinn.

Besonders wichtig ist dabei der erste Timotheusbrief. Danach darf keiner Kleriker werden, der bereits das zweite Mal verheiratet ist (1. Timotheusbrief 3,2). In einer minutiösen Analyse zeigt Heid, daß hier keine Heiratspflicht ausgesprochen wird (S. 36 - 49). Man ging vielmehr wohl davon aus, daß ein zweimal Verheirateter durch seine zweite Heirat bewiesen habe, daß er nicht enthaltsam leben könne (sonst hätte er eben nicht wieder geheiratet). Wenn Timotheus also keinen weihen soll, der nicht enthaltsam leben kann, dann heißt das doch, daß der Betroffene nach seiner Weihe enthaltsam sein mußte, wie das schon das Neue Testament bezeugt. Wie kann man noch behaupten, der Zölibat sei nur eine kirchliche Regelung ohne jede biblische Rechtfertigung und könne deshalb jederzeit fallen?

Interessant ist, daß Heid besonders auch zölibatskritische Literatur zu Rate gezogen hat. Gegenmeinungen kommen jedenfalls oft zu Wort, werden aber in aller Nüchternheit und Sachlichkeit widerlegt. Das ist überhaupt ein Vorteil von Heid, daß er immer wieder deutlich markiert, wo die gängige Meinung über den Zölibat aus seiner Sicht nicht stimmen kann. Die Fülle des geschichtlichen Materials und der vielfältigen Querverbindungen, die er zu ziehen versteht und durch die er immer wieder die Augen für den Sinn des Ganzen öffnet, hat eine große Überzeugungskraft.

Wer sich vollständig über den Zölibat in der frühen Kirche informieren will, kann am Buch Heid nicht mehr vorbeigehen. Ich möchte es zur Lektüre empfehlen, weil es einfach ein schön gestaltetes Buch ist, das auch Nichtfachleute mit viel Gewinn lesen können, weil es eine klare Sprache hat und ohne professorale Allüren auskommt. Noch dazu erleichtern es die jeweiligen Kapitelzusammenfassungen, vielleicht Vergessenes zu wiederholen oder sich einen schnellen Überblick zu verschaffen. Der Leser mache sich auf einen spannenden Durchgang durch die frühe Kirche gefaßt!

Prof. Dr. Walter Brandmüller

Jesus Christus - Wort des Vaters, Theologisch-Historische Kommission für das Heilige Jahr 2000 (Hrsg.), Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 1997, 187 S., DM 19,80

Jesus Christus ist das Jahresthema 1997 in der Vorbereitung auf das Jubiläumsjahr 2000. In der Weltkirche, in den Diözesen, Pfarreien und allen Gemeinschaften der katholischen Kirche soll Jesus Christus Gestalt gewinnen. Im Vorwort des o.g. Buches schreibt Kardinal Roger Etchegaray: „Die Katechese die-

ses ersten Vorbereitungsjahres 1997 ist daher der vertieften Kenntnis des Geheimnisses Jesu Christi gewidmet, damit jeder im Glauben wachse und tiefer an diesem Heilsmysterium teilhabe. Hieraus erwächst für jeden Glaubenden die Aufgabe, erneut über die eigene Taufe nachzudenken und zunehmend die sich daraus ergebende Verantwortung zur Teilnahme am Leben der christlichen Gemeinschaft zu entdecken.“

Das Buch beginnt mit der Menschwerdung Jesu in der Fülle der Zeit, erörtert die Bedeutung Jesu für die Katechese und stellt Jesus selbst als den Katecheten dar, der immer Leitbild für die Katechese bleiben wird. Das dritte Kapitel ist dem Reichtum des katholischen Glaubens in Bezug auf die Person Christi gewidmet. In der Folge wird die historische Glaubwürdigkeit der Evangelien dargestellt und das Glaubensbekenntnis zu dem menschengewordenen Sohn Gottes und seinem Heilswirken entfaltet. Gemäß dem Programm des Hl. Vaters in „Tertio millennio adveniente“ befaßt sich das Buch eigens mit der Taufe und dem Glauben des Christen. Die Darstellung wird abgerundet durch ein Kapitel über Maria, die Muttergottes. Sie ist für uns Vorbild im glaubenden Vertrauen auf Gott, sie führt die Gläubigen zu ihrem Sohn.

Das Buch bietet eine gute Zusammenfassung für Priester, Lehrer und alle, die ihren Glauben in diesem Jahr des Herrn vertiefen wollen. Es könnte als Grundlage für einen Predigtzyklus dienen und das Studium der Bibel begleiten. In jedem Fall bindet es den Leser in die weltweite Vorbereitung der katholischen Kirche für das Jubiläumsjahr 2000 ein.

Gerhard Stumpf

Engelbert Recktenwald, Harter Geist und weiches Herz: zehn Essays wider die Selbstentmündigung der Christen; Theresia Verlag CH-6424 Lauerz, 88 S.; DM 9.80

In dieser Kleinschrift werden 10 Aufsätze von P. Recktenwald geboten, die zwischen 1990 und 1996 in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind, aber nichts von ihrer Aktualität eingebüßt haben. Das deutet sich schon in den Überschriften an: „Die Kirche vor den Herausforderungen der Zeit“ (Kernsatz: „Nicht in den Gedanken moderner Theologen, sondern im Leben der Heiligen wird der göttliche Erlösungsratschluß transparent“); „Drewermann, das Lehramt und unsere Mündigkeit“ (Das Lehramt als Garant unserer Mündigkeit); „Der Aufstand gegen das Lehramt“ (dargestellt am Beispiel des Tübinger Moraltheologen Dietmar Mieth); „Wahrheit“ (nicht als abstrakte philosophische Frage, sondern: verwirklicht in Christus, erreichbar in der Hingabe und Nachfolge);

„Darf ein Christ an Gott glauben?“ (gegen den „Theologen“ Gotthold Hasenhüttl und seine Behauptung, „Gott“ sei eine Chiffre für die zwischenmenschliche Beziehung der Liebe); „Harter Geist und weiches Herz“ (Über die Kraft, aus der der Widerstand der „Weißen Rose“ gegen die Hitler-Diktatur erwuchs); „Brotvermehrung und Eucharistie“ (Eine Betrachtung zu Johannes 6,1-15); „Das Säubern der Tenne“ (Eine biblische Betrachtung über Gericht und Erlösung); „Erzbischof Dyba und die Staatstheologen“; „Stellungnahme zum Beitrag von Ludwig Bertsch SJ: ‘Die Gründung der Priesterbruderschaft St. Petrus - Ausweg oder neue Sackgasse?’“.

Der Vorzug dieser Kleinschrift: eine klare Orientierung - eine durchsichtige und verständliche Sprache - eine temperamentvolle Auseinandersetzung mit Fehlentwicklungen in unserer Kirche.

Robert Kramer

Gebetsmeinung des Heiligen Vaters Juli 1997

1. daß die Kirche dem um sich greifenden Todeskult eine Zivilisation der Liebe und des Lebens entgegenstellt.
2. daß die Völker Asiens sich dem Licht Christi öffnen und ihre eigenen hohen Werte im Evangelium wiederfinden.

VERANSTALTUNGEN

Meßfeiern im alten Ritus

gemäß Altritus-Indult und Motuproprio „Ecclesia Dei“: siehe Heft 12/96 S. 391 u. 2/97 S. 60

Sühnenacht/Sühneanbetung

Aachen: An jd. ersten Freitag im Monat, 17.30 Uhr in St. Foillan neben dem Dom, für die ungeb. Kinder. Näheres unter Tel. 0241/911221. Jd. 2. Samstag im Monat Sühnenacht in der Klosterkapelle der Kind-Jesu-Schwestern, Jakobstr. 19; 19.30 Uhr - ca. 1.00 Uhr (Gebetsapostolat für Papst und Kirche).

Bamberg: Marienkapelle (Seitenkapelle der St-Michaelskirche), jeweils am 1. und 3. Sonntag eines jeden Monats (außer an Hochfesten) um 17.00 Uhr hl. Messe. Die anderen Orte und Termine siehe Heft 12/1996, S.391.

Braunschweig: Kapelle des Kranken-

hauses St. Vinzenz, Bismarckstr. 10. Jd. 1. Samstag im Monat (Herz-Mariä-Sühne-Samstag) 8.00 Uhr hl. Messe, anschl. Auss. des Allerh., ab 10.00 Uhr Rosenkranz, Kreuzweg und Beichtgel. Ende 12.00 Uhr.

Düsseldorf: Basilika St. Lambertus tägl. 16.30 Uhr Rosenkranz. 17.00 Uhr hl. Messopfer. Vinzenz-Krankenhaus, D'f.-Derendorf, Schloßstr. 85, an jd. Do. vor dem Herz-Jesu-Freitag um 22.00 Uhr Anbetung, sakr. Segen, Mitternacht hl. Messopfer, an jd. Herz-Marien-Samstag 19.00 Uhr hl. Messopfer, anschl. Andacht, 21.30 Uhr sakr. Segen. R. Nowak, Tel.: 0211/322508.

Eichstätt: die hl. Messen finden an Samstagen in der Maria-Hilfs-Kapelle, Eichstätt, Westenstr. statt, jew. 9.00 Uhr; Näheres: 08421/2125.

Essen: An jd. Herz-Jesu-Freitag, 19.00 Uhr bis 21.00 Uhr Sühnegottesdienst in der Domkirche.

Frankfurt: An jd. 13. des Monats, 15.00 Uhr, Kapelle des St.-Katharinen-Krankenhauses, Seckbacher Landstr. 65, Rosenkranz des Fatima-Weltapostolates. An jd. 3. Sonntag im Monat, 15.00 Uhr, in der Pfarrkirche Allerheiligen, Thüringerstr. 35, Rosenkranzsühnekreuzweg.

Hannover: 2.8.1997 Sühnesamstag in der Pfarrkirche „St. Jacobus“, Weetzen, Dietrich-Bonhoeffer-Str. 13, 8.00 Uhr Rosenkranz, 10.00 Uhr hl. Messe mit H.H. Pfr. Bonk. Anschl. Auss. des Allerh. u. Beichtgel., Einsetzung ca. 15.00 Uhr, Ende 16.00 Uhr. Rückfragen: 0511/494605.

Kall/Eifel: Pfarrkirche, an jedem Herz-Jesu-Freitag von 19.00-21.30 Uhr. Auskunft: Tel. 02441/5522.

Leuterod/Ötzingen: 29.7./26.8.1997 18.00 Uhr - 22.00 Uhr Maria-Hilf-Kirche, mtl. Treffen des Mar. Segenskreises. Eucharistiefeier, Predigt, Beichtgel., Anbetung. - Mit Ffr. R. Lambert.

Marienfried bei Ulm: Jd. Donnerstag: 20.00 Uhr Anbetung, 21.00 Uhr hl. Messe, danach Anbetung bis 23.00 Uhr in der Kirche, ab 23.00 Uhr bis 7.00 Uhr in der Tabor-Kapelle. Jd. Herz-Mariä-Samstag: 5.7./2.8.1997 14.00 Uhr Anbet. und Beichtgel., 15.00 Uhr hl. Messe m. Krankenseg. 18.00 Uhr Sühneanbetung u. Beichtgel., 20.00 Uhr hl. Messe u. Sühneandacht, 24.00 Uhr hl. Messe, Anbetung bis 5.30 Uhr hl. Messe. Jd. 13. des Monats (Fatimatag): 14.00 Uhr Anbetung und Beichtgel., 15.00 Uhr hl. Messe. Jd. 2. Freitag im Monat: 20.00 Uhr Anbetung, 21.00 Uhr hl. Messe, danach Anbetung bis zur 2. hl. Messe um 2.30 Uhr (Freundeskreis Maria Goretti e.V.).

München: Damenstiftskirche St. Anna, Damenstiftsstr. 1. Jd. 1. Samstag i. M. (Herz-Mariä-Sühne-S.) 16.30 Uhr Kreuzweg, 17.00 Uhr Rosenkranz, 17.30 Uhr hl. Messe.

Neviges: Ältester Wallfahrtsort von der Unbefl. Empfängnis Mariens (1. Wallfahrt am 25.10.1681), Nächtl. Sühne-gang seit dem 4.9.1953 jd. Monat am Sonntag nach dem 13. o. am 13. selbst, wenn dieser ein So. ist, bei jd. Wetter. Tragen wir d. unsere Gebete und Opfer dazu bei, daß das Unbefl. Herz Mariens bald den verh. Triumph erringt, wie sie es in den Botschaften in Fatima bekannt gegeben hat. Bezüglich der Treffpunkte Auskunft bei: R. Nowak, Tel.: 0211/322508.

Pielenhofen bei Regensburg: Gebetswache jd. Herz-Jesu-Freitag beim Gnadenbild des weinenden Heilands in der Pfarrkirche: Beginn 18.30 Uhr mit Rosenkranz, Beichtgel.; anschl. hl. Messe, Euchar. Anbetung mit Schlußsegen. Ende 20.30 Uhr. Rückfahrt nach Regensburg mit Sonderbus.

Piesbach/Saar: Jd. Freitag von 20.00 Uhr - 24.00 Uhr Fatima-Gebetswache in der Pfarrkirche St. Johannes d. T. Jd. 1. Donnerstag im Monat Fatima-Triduum, ab 17.15 Uhr euchar. Anbetung bis zum Herz-Jesu-Amt am Morgen des Herz-Jesu-Freitags um 7.00 Uhr; Kreuzweg-Andacht um 15.00 Uhr; ab 20.00 Uhr Fatima-Gebetswache bis 24.00 Uhr.

Saarbrücken: Basilika St. Johann: an jd. Herz-Mariä-Samstag Sühnegebet 19.30-23.30 Uhr. 22.00 Uhr hl. Messe.

Schalkmehren bei Daun/Eifel: am Sonntag n. d. 13. eines jd. Monats i. d. Pfarrkirche Fatima-Abend: 18.00 Uhr freudn. Rosenkranz. 18.45 Uhr feierl. Amt m. Predigt. Anschl. schmerz. und glorr. Rosenkranz, Weihegebet und sakram. Segen. Beichtgel. Ende ca. 21.00 Uhr.
Steinfeld/Eifel: Kapelle der Salvatorianer, an jedem Herz-Jesu-Freitag von 19.00 Uhr - 22.00 Uhr. Auskunft: Tel. 02441/1021.

Wietmarschen: 5.7./2.8.1997, Einkehrtag, Herz Mariä Fest im St. Matthiasstift. Beginn 15.00 Uhr mit der Marienvesper. - Hinweise: 05921 / 15291.

Würzburg: Herz-Maria-Sühne-Samstag, 5.7./2.8.1997, Zönakel der Marian. Priesterbewegung: Schwestern des Erlösers, Ebrachergasse 4-6, Beginn 14.00 Uhr Ende 16.30 Uhr. Anbetungs- und Sühnenacht: 26./27.7. u. 30./31.8.97 Heilig-Geist-Kirche, Veitshöchheimer Str. Beginn Sa. 19.00 Uhr, Ende So. 4.30 Uhr.

Nächtliche Anbetung in Oberhaid

Am 12./13.7.1997 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg. Thema: Die Herrscher-macht und Güte Christi und seine Diener (St. Heinrich). Beginn der Anbetungs-stunden vor dem ausges. Allerh. (mit Kreuzweg und Rosenkranz) Samstag 20.30 Uhr, Beichtgel. ab 20.30 Uhr, um 21.30 Uhr Hochamt zu Ehren der Mutter Gottes, 24.00 Uhr lat. Choralamt, 4.30 Uhr hl. Messe, Ende 5.30 Uhr.

Libertas per Veritas: 19.7.1997, 11.00 Uhr, Brombergerstr. 17c, Freiburg, Aus-stellungseröffnung: Maria, Frau der Frauen mit Werken v. Hortense von Gelmini, Vortrag der Künstlerin: Warum beten? Phänomenologische Gedanken über die Notwendigkeit christlichen Betens. Anmeldung: Tel: 0761/796857, Fax: 0761/72081.

Einkehrtage: 19./20.7.1997, Marien-fried b. Ulm, Großer Gebetstag, Thema: „Jesus Christus, Gottes und Mariens Sohn“ mit Abt W. Hagl OSB, Abtei Metten.

15.8.97, Marienfried b. Ulm, „Maria, ein Zeichen der Hoffnung und des Trostes“, Msgr. Josef Wittmann, Dietkirch

Maria Vesperbild: Jd. Donnerstag 19.30 Uhr hl. Messe Krankensegen, Gebetsstunde. 22.00 Uhr hl. Messe. Jd. Freitag 20.30 Uhr Gebetsnacht, 21.30 Uhr hl. Messe; am Herz-Jesu-Freitag auch um 24.00 Uhr, Fatimatag, ab 7.30 Uhr Beichtgel., 9.20 Uhr Pilgeramt m. Predigt v. Msgr. Dr. W. Imkamp, anschl. 10.20 Uhr Erneuerung d. Weihe an das unbefl. Herz Mariens m. H.H. G. Löffler OMI, Auss. d. Allerh. u. Erteilung des gr. Krankensegens, sakr. Segen. 15.00 Uhr Fatimagebetsstunde m. H.H. Pater Augustin Bürke OFM. 13.7.1997, ab 7.00 Uhr Beichtgel., 7.30 Uhr hl. Messe, 8.30 Uhr hl. Messe m. H.H. P. G. Löffler OMI, 10.15 Uhr Pilgeramt m. Pred. v. Msgr. Dr. W. Imkamp, anschl. Auss. d. Allerh. u. Erteil. d. Krankensegens, 15.00 Uhr Fatimagebetsstunde m. H.H. P. A. Bürke OFM Cap, 18.55 Uhr Rosenkranz, 19.30 Uhr hl. Messe m. Pred. v. H.H. P. A. Bürke OFM Cap. Tel.: 08248/8038.

Jugendlager im Großen Walsertal/Voralberg: 3. - 10.8.97, Hinführung zur Hl. Messe im überl. röm. Ritus, div. Freizeitprogramm, Preis DM 250,00, öS 1800,00, Priesterbruderschaft St. Petrus. Anmeldung: Diakon F. Banauch, Tel.: 0049/8385/645.

Theologische Sommerakademie Dießen 10.9. - 13.9.1997, Thema: Jesus Christus in den Sakramenten der Kirche. Vollständiges Programm Heft 6/97, S. 191. Hinweise: G. Stumpf, Tel.: 08191/22687, Fax: 08191/22680, werktags ab 18.00 Uhr

Initiativkreise

Augsburg: 20.7.1997, 14.00 Uhr Wil- fried Wohlfarth: Exkursion zu Wallfahrtskirchen in Augsburgs Umgebung. Kirchliche Kunst, Kultur und Geschichte. Näheres unter 08249/90104.

Hildesheim: 5.7./6.9.1997 mtl. Treffen zum Beten, Hören, Singen und Stille

Halten vor dem Allerh. Beginn jew. 18.00 Uhr mit dem hl. Meßopfer; danach Auss. des Allerh., Gel. zum Empfang des Bußsakramentes. Ende mit dem Euch. Seg. gegen 21.00 Uhr. - In der Kirche St. Maria vom hl. Rosenkranz in Letter bei Hannover, Kirchstr. 4., anschließend nach Wunsch familiäre Gesprächsrunde.

Gustav Siewerth-Akademie

Theologische Sommerkurse: 17.8.97 - 24.8.97, 10.00 - 12.00 Uhr und 15.00 - 18.00 Uhr, Thema: Herkunft und Zukunft des Menschen - Ursprung des Lebens und Evolution.

17.8.97, 10.00 Uhr, Feierliche Eröffnung; 18.8.97, 10.00 Uhr, Prof. Dr. W. Kuhn: Die „Weisheit des Lebendigen“; 15.00 Uhr, Prof. Dr. B. Vollmert: Entstehung und Entwicklung der Lebewesen; 19.8.97, 10.00 Uhr und 15.00 Uhr Prof. Dr. R. Süßmuth: Die Bildungsgeschichte der Organismen; 20.8.97, 10.00 Uhr, Prof. Dr. H. Staudinger: In Ihm und für Ihn wurde alles geschaffen; 15.00 Uhr Prof. DDr. C. Probst: Das Ich und sein Gehirn (Eccles); 21.8.97, 15.00 Uhr u. 22.8.97, 10.00 Uhr, Prof. Dr. H. Riesenfeld: Die Zukunft des Menschen aus exegetischer Sicht; 21.8.97, 10.00 Uhr Prof. Dr. A. von Stockhausen: Die Leib-Seele-Einheit des Menschen; 22.8.97, 15.00 Uhr, Prof. Dr. L. Scheffczyk: Die Erschaffung der Geistseele; 23.8.97 10.00 Uhr u. 15.00 Uhr, Prof. DDr. A. Ziegenaus: Die ewige Bestimmung des Menschen und die Auferstehung des Leibes; 23.8.97, 16.30 Uhr u. 24.8.97, 10.00 Uhr, Prof. Dr. Linke: Gehirn - Person - Unsterblichkeit.

Gebetsmeinung des Heiligen Vaters August 1997

1. daß die Kirche bei aller Vielfalt ihrer Charismen und Lebensformen als Gemeinschaft im Geist erfahren wird.
2. daß die Kirche bei ihrer Vorbereitung auf das dritte Jahrtausend Jesus Christus als den Erlöser der Menschen mit erneuerter Freude verkündet.

Quellenhinweise

S. 202 ff Text: Osservatore Romano Wochenausgabe in dt. Sprache Nr. 8 v. 21.2.97 S. 10ff, Zitiert im Pfarramtsblatt, Mitteilung aus Amtsblättern für den Kth. Klerus, Nr. 5 v. 1.5.97

Grüße aus Bolivien...

Für die ständige Zusendung des „Fels“ möchte ich Ihnen recht herzlich danken. Ich habe in der letzten Zeit alle Nummern erhalten, wenn auch manchmal mit einiger Verspätung. Doch diese Verspätungen gehen wohl auf das Konto unserer Post hier. Haben Sie also ein ganz herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen und den „Fels“. Oft komme ich nicht sofort zum Lesen. Nach und nach sehe ich jedoch alles durch. Besonders freue ich mich immer wieder über die Artikel, die den Heiligen gewidmet sind. Hierzulande wissen die Menschen von den Heiligen fast nichts. Anscheinend werden sie auch in der Predigt kaum oder nur recht selten erwähnt.

*P. Canisius Friedrich O.P.
Potosi / Bolivien*

... und aus Indien

Voll Dankbarkeit wünsche ich Ihnen eine segens- und trostreiche Oster- und Pfingstzeit. Wie Sie aus dem beiliegenden Aufsatz sehen können, tauchen bei uns dieselben geistlichen Fragen auf wie bei Ihnen. - Ich lese gern den „Fels“, weil er mir versichert, daß Gott auch heute seine 7.500 hat, die ihr Knie vor dem Baal nicht gebeugt haben, genau so wie zur Zeit des Propheten Elijah.

*P. Anton D'Costa S.J.
Nasik Road, Indien*

Konvertiten hatten immer eine große Bedeutung in unserer katholischen Kirche. Ist ihnen doch eine große Wertschätzung unseres Glaubens zu eigen und daraus resultierend ein begeisterter apostolischer Einsatz. Verwundert mußte ich feststellen, daß Konversionen in den offiziellen kirchlichen Publikationen, wenn überhaupt, nur beiläufig erwähnt werden. So habe ich in unserer Kirchenzeitung bisher noch nichts von dem Übertritt von Dr. Ernst gelesen. Ähnlich war es seinerzeit bei Christa Meves. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Konversionen von bedeutenden Persönlichkeiten heute unerwünscht sind, da sie die ökumenischen Bemühungen „stören“.

Deshalb bin ich Ihnen für den Beitrag von Dr. Ernst „Warum ich katholisch wurde“ in der neuen Ausgabe des FELS besonders dankbar. Seine klaren Auffassungen über Lehramt, Priestertum, Marien- und Heiligenverehrung sind ermutigend und zeigen, daß wir auf die Grundlagen zurückkommen müssen, um unsere Anziehungskraft zu stärken. Mein Eindruck ist, daß die Vielzahl der angestellten Laien in kirchlichen Diensten sich zwar mündig dünkt, jedoch nicht mehr katholisch denkt und handelt.

Seit 18 Jahren bin ich in der Verwaltung eines katholischen Verbandes tätig. Bei gelegentlichen Zusammenkünften

Forum der Leser

mit katholischen Beratern (Sozialarbeiter und Sozialpädagogen, Psychologen und Theologen im Bereich der Ehe- und Erziehungsberatung) kann ich immer wieder feststellen, daß man im günstigsten Fall mitleidig belächelt wird, wenn man beispielsweise die Bedeutung des Lehramts verteidigt. Das Problem der nachkonziliaren Zeit scheint mir zu sein: Der Papst vertritt ohne Wenn und Aber das Petrusamt, die Bischöfe in Deutschland verkünden noch eindeutig mit wenigen Ausnahmen die Lehre der katholischen Kirche, bei den Priestern sind viele nicht mehr katholisch (im vorgenannten Sinn), und bei den angestellten Laien in Einrichtungen der katholischen Kirche und ihren Verbänden sind .es die meisten nicht mehr.

Die neue Ausgabe des FELS ist wieder ausgezeichnet. Neben den bereits erwähnten Beiträgen möchte ich hier den Erfahrungsbericht als Schwangeren-Beraterin von Elisabeth Geesman und nicht zuletzt das Zeugnis eines Konvertiten aus dem Islam nennen. Es hat mich so beeindruckt, daß ich nach Erhalt des Missionsmagazins der deutschen Jesuiten sofort einen Brief zum Editorial geschrieben habe. Immer bestrebt, die Artikel aus dem Fels weiterzugeben, habe ich einem Kollegen, der sich mit dem Islam befaßt, das Interview mit S. Kerboua gegeben.

Bitte geben Sie meinen Dank auch weiter an die übrigen Mitglieder der Redaktion. Als journalistisch und inhaltlich hervorragend empfinde ich auch die Beiträge von Jürgen Liminski, wie jetzt seinen Aufsatz „Internet und Glauben“.

*Ludwig Engel
41464 Neuss*

Das Buch „Salz der Erde“ von Kardinal Ratzinger wird in allen Publikationen und Rezensionen aufs höchste gelobt. Mit Recht. Denn der Kardinal führt darin eine schonungslose Analyse der heutigen Lage in Kirche und Gesellschaft durch. In der Deutschen Tagespost vom 8. April 1997 hat Friedrich Graf von Westphalen unter der treffenden Überschrift „Die echten Reformer waren immer die Heiligen“ dieses Buch in einem bemerkenswerten Beitrag ebenfalls hervorgehoben.

Der Kardinal hat viele Gründe für die Situation der „maroden Welt“ genannt.

Aber er hat nicht alle, vor allem nicht die für die Kirche entscheidenden angeführt. Die Frage muß erlaubt sein: Inwieweit trägt die Kirche die Mitschuld an der Misere, in die die Menschen geraten sind?

Wenn Ratzinger den Schwund der Ethik, der Religion, des Glaubens beklagt, hat er natürlich recht. Aber er übersieht, daß die Kirche seit 30 Jahren mehr und mehr versäumt, ihre Aufgabe als Hüterin und Verteidigerin des katholischen Glaubens wahrzunehmen. Dafür gibt es unzählige Beweise.

Um nur wenige Fakten zu nennen: Viele Theologen sind Irrlehrer, weil sie nicht die überlieferte Wahrheit und die Lehre der Kirche verkündigen, sondern eine neue, eine andere wollen. Die Kirche läßt sie aber weitestgehend gewähren. Die Folge dieser Angriffe modernistischer Theologie auf die wahre Lehre sind Priester, Religionslehrer, Katechetten, deren Glaube selbst nicht mehr gefestigt ist. Die weitere Folge sind verwaiste Beichtstühle, Unkenntnis der Gebote Gottes und der Kirche, Gleichgültigkeit und religiöser Indifferentismus bei der Erziehung, sind Liturgien, die auf weite Bereiche verwässert, ja zerstört sind. Der völlig verfehlte Ökumenismusbetrieb der Kirche hat bereits entscheidende Bereiche des katholischen Glaubens eingeebnet. Die Menschen werden nicht mehr auf ihre Christenpflichten hingewiesen, auf die Letzten Dinge, auf das ewige Leben (das man sich verdienen muß!), auf die mögliche Gefahr der Verdammnis und darauf, daß Gott nicht nur liebender Vater, sondern auch gerechter Richter ist. Viele Bischöfe passen sich dem Zeitgeist an, indem sie alles tun, um bei den Menschen anzukommen. Hirten, denen man Fehlverhalten, falsche Aussagen oder Versäumnisse vorhält, geben nicht einmal eine Antwort.

Es hilft nichts: Man muß feststellen, daß der Zeitgeist auch die Kirche auf vielen Feldern in seinem Griff hat. Am deutlichsten wird das Versagen von kirchlichen Autoritäten, wenn man bedenkt, daß treugläubige Theologen und Priester totgeschwiegen, diszipliniert oder gar amtsenthoben werden.

Zu dieser Schuld schweigt das Buch Ratzingers. Er, der doch als Präfekt der Glaubenskongregation mit dem Papst an der Spitze der Kirche steht, könnte manche dieser unerträglichen Probleme beseitigen. Das Lehramt hat die Macht, Irrlehrer in die Schranken zu weisen und renitente Häretiker zu entfernen. Warum geschieht das nicht? Warum wird den Bischöfen und Priestern nicht mehr zur Pflicht gemacht, die Gläubigen im tradierten und gültigen Glauben zu unterweisen, sie zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten und ihnen die möglichen Folgen der Sünden klarzumachen? Warum verpflichtet das Lehramt nicht die

Priesterausbilder zu einer Theologie, die der gesunden Lehre entspricht? Warum läßt man alles laufen und beklagt dann die tragischen Folgen? Die Gläubigen haben die geringste Schuld. Sie werden nicht mehr in die Pflicht genommen, sondern als das pilgernde Gottesvolk hingestellt, das in Gemeinschaft mit allen Religionen auf der Suche nach der Wahrheit ist.

Es nützt also nichts, wenn in dem Buch Ratzingers die Situation zutreffend geschildert wird, wenn aber nicht erkannt oder eingestanden wird, daß dieses Dilemma großenteils hausgemacht ist. Vor allem nützt es nichts, wenn nicht endlich Konsequenzen gezogen werden und eine Theologie wiederhergestellt wird, die geeignet ist, die Menschen zum Heil zu führen. Dann werden auch wieder Kräfte in den Menschen frei, um eine bessere Gesellschaft aufzubauen.

*Hartwig Groll
55411 Bingen*

Der Sprecher der Deutschen Bischofskonferenz, Hammerschmidt, teilte über den Deutschlandfunk (20.5.97) mit, er rechne mit einer Zerreißprobe in der katholischen Kirche in Deutschland, wenn der Papst ein Ende der Beteiligung katholischer Schwangerschaftsberatungsstellen am staatlichen Beratungssystem fordern sollte. Er sei „überzeugt davon, daß einige Bischöfe ... sich dieser päpstlichen Entscheidung nicht beugen“ würden. Frau Gertrud Casel, bisherige Generalsekretärin der Katholischen Frauengemeinschaften, kündigte an, katholische Frauen würden im Fall einer solchen päpstlichen Entscheidung „auf die Barrikaden gehen“.

Wohl gemerkt, es geht nicht um die Beratung als solche, sondern nur um die Ausstellung der Bescheinigung, die keinen anderen Sinn hat, als eine straffreie Tötung des ungeborenen Kindes zu ermöglichen.

Es ist nicht denkbar, daß Hammerschmidt eine solche Äußerung zu tun gewagt hätte, ohne sich zum mindesten zuvor der Zustimmung des Vorsitzenden der Bischofskonferenz und vermutlich einiger weiterer Bischöfe zu versichern, die diese Haltung teilen.

Der Bericht zeigt erschreckend deutlich, daß die Communio einer Anzahl von Bischöfen mit dem Heiligen Vater schon nicht mehr existiert. Im Grunde drohen sie mit einer Kirchenspaltung. Mögen sie sich nun „outen“! Wenn sie aber die Loyalität gegenüber dem Papst aufkündigen, haben sie selbst keinen Anspruch mehr auf unsere Loyalität.

Die Haltung dieser Bischöfe wird ein Schisma herbeiführen, wenn sie sich nicht in sich zu ihrer Hirtenpflicht bekennen. Ich frage mich, wie lange ich noch Kirchensteuern zahlen kann, ohne mich

damit gegen die katholische Kirche zu stellen.

Die Äußerung der Frau Casel in dieser Sache überrascht nicht. Von den zahllosen gutgläubigen Frauen, die immer noch ihre Mitgliedschaft in der kfd aufrecht erhalten, werden dann mit Sicherheit viele zur Einsicht kommen und den Funktionärinnen endlich die Gefolgschaft verweigern.

*Dr. Friedrich Börgers
47623 Kevelaer*

In seinem Beitrag: „**Gibt es einen Weg aus der Kirchenkrise?**“ (Heft 5/1997, S. 141 ff.) fragt Prof. Alfons Benning mit dem Überton des Bedauerns, warum man für die Veranstaltungen, die seit etwa drei Jahren in verschiedenen deutschen Bistümern durchgeführt werden, „nicht den rechtlichen Rahmen einer Diözesansynode gemäß CIC can. 460-468 gewählt“ haben. Ein Blick in unser Nachbarland Frankreich zeigt allerdings, daß die dortigen zahlreichen Diözesansynoden der letzten Zeit nicht zu dem vom Gesetzgeber des CIC beabsichtigten Erfolg geführt habe. Sie trugen vielmehr dazu bei, das Klima einer „sanften Revolution“, das den „Nationalkatholizismus“ kennzeichnet, noch zu verschärfen. Ihr Haupteffekt bestand darin, die Gläubigen auf eine „institutionelle Mutation“ in Gestalt einer Übertragung der traditionellen priesterlichen Verantwortlichkeit auf deren kollektive Wahrnehmung durch einige wenige Kleriker und viele Laien vorzubereiten. Von dem „Leerlauf“, den sie produzieren, ganz abgesehen! So wenigstens sieht es Claude Barthe in seinem jüngsten Buch „Trouvera-t-Il encore la Foi sur la Terre“ (de Guibert, Nov. 1996).

Bei seinem „Plädoyer für ein Partikularkonzil“ scheint Prof. Benning nicht bedacht zu haben, daß selbst die bestgemeinten und bestformulierten Bestimmungen des Kirchenrechts nicht automatisch ihre Befolgung im Sinne des Gesetzgebers nach sich ziehen. Ich selber habe in einem Beitrag unter der Überschrift „Ein »Pastorkonzil für Deutschland«?“ gegen ein solches, das bezeichnenderweise vom Hauptinitiator des Kirchenvolksbegehrens vorgeschlagen worden war, plädiert (FELS, Heft 1/1996, S.21). Seither hat sich meiner Meinung nach nichts ereignet, was eine Revision dieser Ablehnung begründen könnte. Ganz im Gegenteil! Man braucht nur an die „konzertierte Aktion“ zur Einführung des Frauendiakonats zu erinnern! Ein Partikularkonzil wäre für dessen Verfechter die geradezu ideale Plattform, um die öffentliche Meinung innerhalb der Kirche zu beeinflussen und „Rom“ unter Druck zu setzen. Dazu käme noch die Begleitmusik der Medien, denen wir bekanntlich zu einem guten

Teil die Entstehung des „Konzilsgeistes“ verdanken. Solange dieser noch in vielen bischöflichen Häuptern herumspukt, können Veranstaltungen von der Art eines „Partikularkonzils“ die Lage der Kirche nur verschlimmern!

*Andreas Schönberger
66740 Saarlouis*

Die Liebe wird arg strapaziert.

Dieses Wort wird sehr oft mißbraucht. Die Schnulzen triefen davon. Im allgemeinen Sprachgebrauch ist damit fast ausschließlich der Sex gemeint. Liebe ist auch etwas ganz anderes. Sie hat sehr viel mit Verantwortung für den Partner zu tun, mit Treue, Verzicht, Ausdauer und mit Bescheidenheit. Wer es genau wissen will, der nehme jetzt von Paulus den 1. Korintherbrief Kapitel 13 Vers 4-8 zur Hand:

Wer hätte das gedacht, daß ausgerechnet Paulus das „Hohe Lied der Liebe“ erfand und daß es im Evangelium aufgezeigt wird? In der Kirche müßte der Priester das vorlesen, ehe er das Wort „LIEBE“ das drittemal verwendet.

*Ing. Florian Graber
6200 Jenbach*

Als Bewohner des Tegernseer Tales hatte ich in den Jahren 1995/96 die Gelegenheit, den Pfarrer von Bad Wiessee, Herrn Hamberger zu erleben. So kam ich in seinen Predigten seine „progressive, papstkritische“ Einstellung wie selbstverständlich jederzeit zum Ausdruck. Seine „Fortschrittlichkeit“ zeigt sich auch daran, daß gelegentlich die örtliche Kurseelsorgerin während seiner Anwesenheit die Predigt hält.

Und natürlich lag im Kirchenvorraum die Unterschriftenliste für das sogen. „Kirchenvolksbegehren“ wochenlang aus. Im Pfarrgemeindebrief zum Jahreswechsel 95/96 wurden dann auch die Anhänger dieses Begehrens durch Herrn Hamberger gelobt, während er diejenigen, die sich kritisch oder ablehnend zeigen, sinngemäß als die „Ewiggestrigen“ in die Verweigererecke stellt.

Da ich durch berufsbedingten, öfteren Wohnungswechsel die Möglichkeit nutze, Gottesdienste in den verschiedensten Pfarreien in den unterschiedlichsten Gegenden zu besuchen, kann ich leider nur feststellen, daß diese Einstellung kein Einzelfall ist und daß sich eine „innere Spaltung“ in der katholischen Kirche längst vollzogen hat.

Positiv erwähnenswert ist, daß es für glaubenstreue Katholiken in der Nachbarpfarre Waakirchen (noch?) eine gute Alternative gibt bei einem mutigen Priester, der auch noch deutliche Worte bezüglich des Kruzifixurteils findet, der heiligen Messe beizuwohnen.

*Reinhold Meier
97720 Haard*

Der hl. Gregor Barbarigo wurde 1625 in Venedig geboren. Er war der erste Bischof von Bergamo. Er starb als Bischof von Padua am 18. Juni 1697. Von Papst Clemens XIII. wurde er 1761 seliggesprochen, von Johannes XXIII. 1959 zur Ehre der Altäre erhoben. Aus dem Brief von Johannes Paul II. an Erzbischof Antonio Mattiazzo anlässlich der Feier zum 300. Jahrestag des Todes von Bischof Gregor Barbarigo: ... „Der hl. Gregor Barbarigo verstand es in getreuer Anwendung der Reformlinie der Kirche, die durch das Konzil von Trient vorgegeben wurde, für die Erneuerung des christlichen Lebens, einen ganz außerordentlichen Anstoß zu geben, indem er diese Anstrengung auf alle Mitglieder des Gottesvolkes ausdehnte. Sein Beispiel ist auch heute eine dringende Einladung, mutig kirchliche Gemeinschaft und das evangelische Zeugnis zu leben.“

In seinem ersten Hirtenbrief faßt Bischof Barbarigo sein pastorales Programm so zusammen: „um alles in einem Wort zusammenzufassen, wir werden Euch lieben. Das Zeichen des guten Hirten ist in der Tat die Liebe. Sie ist die Seele und die einzige Verteidigung der Herde“. Eine seiner ersten Sorgen war die spirituelle, kulturelle und pastorale Ausbildung des Klerus. Er berief tüchtige Lehrer, gab dem Priesterseminar einen würdigen Platz. Das Engagement für die Heiligung des Klerus zeigte sich in der ständigen Weiterbildung der Priester durch vielfältige Initiativen: persönliche Kontakte, Neuorganisation der Pfarrverweserstellen, monatliche Treffen zum Studium und zur Vertiefung von Theologie und Moral. Die Notwendigkeit einer guten geistlichen Leitung, die es versteht, die Schönheit einer Lebensform einer Ganzhingabe an den Dienst am Evangelium und an den Brüdern zu zeigen, ist besonders aktuell und bildet das zentrale Problem für die heutige Ausbildung der Seminaristen. Mit demselben Eifer förderte er die Laien und beseelte sie zu einer heiligmäßigen und christlichen Lebensführung. Er führte Pastoralvisitationen in seinen zahlreichen Pfarreien durch, hielt persönlich die Katechesen und unterwies das Volk. Er nahm sich um die Einrichtung von Schulen für den Religionsunterricht an und vermehrte die Zahl der literarischen und wissenschaftlichen Akademien ebenso wie die karitativen Einrichtungen. Die Zünfte der verschiedenen Korporationen für die Arbeit, verbunden mit besonderen Frömmigkeitsformen, fanden in ihm eine starke Hilfe, um sich in Orte der Heiligung und Erziehung im Glauben zu verwandeln. Zur Sorge um



seine Herde trug Gregor Barbarigo in sich eine tiefe missionarische Sehnsucht, indem er die Horizonte seiner pastoralen Tätigkeit auf die Evangelisierung der Heiden ausweitete. In dieser Hinsicht ist bezeichnend, daß er Priester für die Mission weihte. Aus dieser missionarischen Inspiration setzte er sich respektvoll und tiefgründig mit dem Verhältnis von christlichem Glauben und zeitgenössischer Kultur auseinander. Das bezeugt übrigens die Einrichtung einer Buchdruckerei im Seminar, die mit griechischen und orientalischen Buchstaben ausgestattet war. So weist uns der Heilige den Weg zur fruchtbaren Begegnung von Wissenschaft und Glauben für die, welche einen Weg der Heiligkeit und des Apostolats gehen wollen, indem sie dafür arbeiten, daß die außerordentlichen Fortschritte, welche die Wissenschaft und Technik in diesem Jahrhundert erreicht haben, dem umfassenden Fortschritt des Menschen dienen.

H.G.